1,60 DM / Band 176
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Pestvogel



Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Der Pestvogel

John Sinclair Nr. 176

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 17.11.1981

Titelbild von Bernal

Sinclair Crew

Der Pestvogel

Im 17. Jahrhundert wütete die Pest schrecklich in Wien. Es war eine grauenvolle Zeit. Man wurde der Toten kaum noch Herr und schuf sogar unter dem Stephansdom Grabkammern. Darin bestattete man Tausende von Leichen.

Niemand ahnte, daß einige von ihnen irgendwann wiederauferstehen würden. Ein Seelenräuber holte die Pesttoten aus den Katakomben. Er schickte sie los, damit sie neues Terrain für die Hölle eroberten. Kein Mensch war vor ihm sicher, denn er war der Pestvogel…

Es dämmerte draußen, als Manfred Mock, der Küster, die letzten Opferstöcke im Stephansdom leerte. Mock war ein durchschnittlich großer Mann mit Halbglatze, rundem Gesicht, Tränensäcken und dicken schwarzen Augenbrauen. Er liebte die Arbeit in der Kirche, denn nirgendwo fühlte er sich Gott näher als in diesem weltbekannten Wahrzeichen Wiens.

Täglich strömten Hunderte von Touristen zum Kirchentor herein.

Nicht alle benahmen sich an dieser geweihten Stätte gesittet, doch wenn Mock in der Nähe war, sorgte er für Ruhe und Anstand.

Mit gestrengem Blick machte er dann die Leute darauf aufmerksam, daß sie sich in einer Kirche befänden und sich darin entsprechend zu benehmen hätten. Solche Rügen vermochte er in fünf Sprachen auszuteilen.

Soeben nahm er sich den letzten Opferstock vor. »Die Menschen werden immer knausriger«, brummte er und blickte zu einem Heiligen hin, der in demütiger Haltung auf einem alten Sandsteinsockel stand. »Für weite Reisen geben sie ihr Geld aus. Aber für die Erhaltung eines so prachtvollen Gotteshauses kratzen sie bloß ihr Kleingeld zusammen. Lächerlich ist das. Empörend. Der Himmel ist ihnen nichts wert.«

Ab und zu fielen dem Küster Banknoten in fremder Währung in die Hände, dann nickte er zustimmend und meinte, es gebe doch auch noch anständige Menschen auf der Welt, die wüßten, was sich gehört.

Mit dem Opfergeld verließ er den Dom. Vor dem goldgeschmückten Altar beugte er die Knie und bekreuzigte sich.

Wenig später betrat er einen kleinen Raum.

»Du scheinst mit der Opferwilligkeit der Gläubigen nicht sehr zufrieden zu sein«, sagte der Priester, der an einem großen Tisch saß und in einem dicken alten Buch las.

»Manchmal glaube ich, ich muß mich für meine Mitmenschen vor Gott schämen, Hochwürden«, sagte Manfred Mock. »Sie fahren in großen Automobilen, die eine Menge Sprit fressen, leisten sich trotz ständig steigender Benzinpreise Fahrten nach Venedig, Budapest oder Prag, aber an unseren Opferstöcken gehen sie mit Scheuklappen vorbei. Das ist nicht richtig. Sie sollten die Gläubigen bei Ihrer Predigt darauf hinweisen, daß die Opferstöcke nicht bloß zur Dekoration aufgestellt sind.«

Der Priester schmunzelte. »Ich wäre dir dankbar, wenn du mich auch weiterhin die Themen für meine Predigten selbst aussuchen ließest, mein Sohn.«

»Entschuldigen Sie, Hochwürden. Aber wenn man empört ist…«

»Schon gut. Ich weiß, daß du eine gute Seele bist. Wir alle wissen deine positive Einstellung zur Kirche und deine bedingungslose Einsatzfreude sehr zu schätzen.«

»Ich tue, was ich kann.«
»Und das ist sehr viel«, sagte der Priester lobend.
Manfred Mock wußte nicht, was er darauf erwidern sollte. Es gefiel ihm nicht, gelobt zu werden. Das machte ihn immer ganz verlegen.
»Wie geht es deiner Frau?« erkundigte sich der Priester.
Mock blickte auf seine Schuhspitzen. Er schüttelte langsam den Kopf, während seine Miene einen besorgten Ausdruck annahm.
»Nicht sehr gut, Hochwürden. Sie fiebert nun schon seit Tagen.«
»Was sagt der Arzt?«
»Ich habe den Eindruck, er kennt sich nicht aus. Er möchte Adele ins Krankenhaus schicken, aber sie geht nicht. Sie will um jeden Preis zu Hause bleiben.«
»Das ist nicht gerade sehr vernünftig.«
»Das weiß ich, aber bringen Sie das meiner Frau einmal bei. Sie kann so schrecklich stur sein. Wenn sie etwas nicht will, ist es so gut wie unmöglich, sie umzustimmen. Auf mich hört sie am allerwenigsten.«
»Soll ich ihr ins Gewissen reden?«
»Vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich möchte nicht, daß auch Sie bei Adele scheitern, Hochwürden.«
»Ich schlage vor, wir warten noch ein bißchen. Sollte sich ihr Zustand dann immer noch nicht gebessert haben, werde ich mit deiner Frau ein Gespräch unter vier Augen führen. Wäre doch gelacht, wenn wir sie nicht ins Krankenhaus kriegen würden.«
»Danke, Hochwürden. Wenn Sie mich nicht mehr brauchen, würde ich jetzt gern nach Hause gehen. Adele ist allein, und…«
»Geh nur«, sagte der Priester. »Geh mit Gott. Und Gott gebe, daß deine Frau bald wieder gesund wird.«
»Das hoffe ich auch. Ihre Krankheit belastet mich schon sehr.«
»Das kann ich mir denken. Man sieht es dir auch an, mein Sohn.«
»Es ist eine Prüfung des Herrn. Ich werde sie ertragen«, sagte Manfred Mock und ging.
Als er auf den Domplatz hinaustrat, war er in Gedanken versunken. Adeles Zustand machte ihm Sorgen. Vor allem deshalb, weil bis jetzt noch nicht klar war, an was für einer Krankheit sie litt.
Sie verfiel von Tag zu Tag mehr, wurde merklich weniger. Ein Riese war sie ja noch nie gewesen, aber nun sah sie verschwindend klein und zerbrechlich aus in ihrem Bett.
Mock blieb stehen, blickte zum Himmel empor und flüsterte:
»Herr, gib, daß Adele wieder gesund wird. Wir haben vor dir den heiligen Bund der Ehe geschlossen und uns Treue geschworen, bis der Tod uns scheidet. Laß das nicht jetzt schon geschehen. Du weißt, wie sehr ich an Adele hänge. Es wäre ein furchtbarer Schmerz für mich, sie verlieren zu müssen…«
Manfred Mock stutzte plötzlich.

Seltsame, unheimliche Geräusche rissen ihn aus seinen Gedanken. Ihm war, als würde er ein schauriges Stöhnen und Röcheln vernehmen. Ein kalter Schauer rieselte ihm über den Rücken.

Dem Stöhnen und Röcheln gesellte sich ein Kratzen hinzu, das dem Küster durch Mark und Bein ging. Mock schluckte aufgeregt.

Er wandte sich nach rechts. Die Laute wurden deutlicher. Mock hatte das Gefühl, eine eiskalte Hand würde sich auf seinen Nacken legen und zudrücken. Sein Herz schlug schneller.

Was war da los?

Eine Mauernische.

Der Küster schlich darauf zu.

Plötzlich übersprang sein Herz einen Schlag. Hinter dem rauhen, grauschwarzen Sandstein bewegte sich etwas sehr rasch, und dann sauste ein schwarzer gefiederter Körper hoch.

Ein Vogel war es. So groß, wie Manfred Mock noch keinen gesehen hatte. Mehr als zwei Meter breit waren die mächtigen Schwingen, mit denen das unheimliche Tier kraftvoll die Luft schlug.

Pfeilschnell sauste der gespenstische Vogel davon. Kein Geräusch verursachte er dabei. Sein Flug hatte etwas Majestätisches an sich. Steil stieg er auf, und Augenblicke später hob er sich über den Dachrand eines Hauses hinweg und war nicht mehr zu sehen.

Und in Manfred Mocks Kopf entstand ein Gedanke, der ihn zutiefst erschreckte: Du bist dem Tod begegnet.

***

Trotz seiner Furcht wagte er sich bis zur Kirchennische weiter.

Das Stöhnen, Röcheln und Kratzen hatte aufgehört. In der düsteren Nische war nichts zu sehen. Nichts deutete auf die Ursache der unheimlichen Geräusche hin. Kleine Schweißtröpfchen hatten sich auf Mocks Stirn gebildet. Er wischte sie sich mit dem Ärmel ab und überlegte, was er tun sollte.

Sollte er in die Kirche zurückkehren und mit dem Priester über seine Wahrnehmung sprechen? Sollte er so tun, als wäre nichts vorgefallen, und nach Hause gehen?

Da sich die gespenstischen Geräusche nicht mehr wiederholten, kamen dem Küster erste Zweifel. Er hatte in letzter Zeit zuviel gearbeitet und zuwenig geschlafen.

War es möglich, daß ihm seine Sinne einen Streich gespielt hatten? Hatte er nichts gehört? Hatte er nicht einmal diesen Totenvogel gesehen, sondern nur einen Schatten vielleicht sogar den eigenen?

Ratlos stand er da.

Endlich rang er sich zu einem Entschluß durch. Er mußte nach Hause gehen und sich um seine Frau kümmern. Diesem Rätsel wollte er ein andermal auf den Grund gehen. Möglicherweise morgen, wenn er Zeit

hatte.

Er trabte los, ging die Wipplingerstraße entlang, erreichte den Schwedenplatz, überquerte den Donaukanal und betrat kurz darauf ein Haus in der Taborstraße.

Mühsam versuchte er die Gedanken an das unheimliche Erlebnis zu verdrängen. Rot leuchtete ihm der Knopf des Fünfminutenlichts entgegen. Er drückte darauf. Die Treppenhausbeleuchtung ging an.

Manfred Mock stieg zum dritten Stock hoch.

Er schloß die Tür zu seiner kleinen Wohnung auf und trat ein. Es roch irgendwie nach Krankheit. Im Schlafzimmer brannte Licht.

Adele war nicht die ganze Zeit während Mocks Abwesenheit allein gewesen. Die hilfsbereite Nachbarin schaute öfter nach ihr und bereitete ihr Tee oder flößte ihr Medikamente ein.

Mock schlich auf die halb offene Schlafzimmertür zu.

Er drückte sie auf.

Sein Herz krampfte sich zusammen, als er seine Frau sah. Adeles Gesicht war schweißnaß. Ihre Augen glänzten. Die Wangen waren stark gerötet, als würden sie glühen.

Auf der Bettdecke lagen einige Illustrierte, die Adele nicht beachtete. Sie war zu matt, um die Hand zu heben.

Flüsternd sagte sie: »Da bist du ja.«

Er nickte ergriffen, trat näher. »Du fühlst dich nicht gut, nicht wahr?«

»Dieses Fieber will mich verbrennen. Ich habe entsetzlichen Durst.«

Mock griff nach der Thermosflasche, die auf dem Nachttisch stand. Sie war leer. »Ich koche gleich frischen Tee«, sagte er.

»Ich möchte etwas Kaltes…«

»Kommt nicht in Frage. Damit würdest du dich umbringen.« Er setzte sich zu seiner Frau aufs Bett, nahm ihre heiße Hand in seine Hände und blickte sie vorwurfsvoll an. »Warum stimmst du einer Einlieferung ins Krankenhaus nicht zu, Adele? Man würde dich gründlich untersuchen und schnell herausfinden, was dir fehlt.«

»Ich bin dir eine Last, nicht wahr?«

»Wie kannst du nur so etwas Dummes sagen.«

»Deshalb möchtest du mich abschieben.«

»Das ist nicht wahr, Adele. Was unterstellst du mir?« Er erhob sich beleidigt und begab sich in die Küche.

Nachdem der Tee fertig war, kühlte er ihn soweit ab, daß Adele ihn trinken konnte. Er gab Honig hinzu, füllte damit die Thermosflasche und kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Knöchern sah Adeles Gesicht aus. Die Wangen waren eingefallen, und die Augen lagen in tiefen Höhlen. Mock gab ihr zu trinken.

Während er den Fiebermesser suchte, sagte Adele etwas, das ihn in helle Panik versetzte: »Ich habe ein bißchen geschlafen, kurz bevor du nach Hause kamst. Irgend etwas weckte mich. Ich blickte zum Fenster,

und da sah ich einen großen schwarzen Vogel. Er hockte auf dem Sims und starrte mich mit seinen dunklen Augen durchdringend an. Ich hatte schreckliche Angst. Mir schien, als würde er auf meinen Tod warten. Ich muß phantasiert haben…«

Nein, dachte Manfred Mock aufgeregt. Er versuchte sich seine Erschütterung nicht anmerken zu lassen. Nein, du hast nicht phantasiert. Auch ich habe diesen unheimlichen Vogel gesehen.

Das bedeutet bestimmt nichts Gutes. Ich muß rechtzeitig etwas dagegen unternehmen! Der Küster wußte auch schon, was.

***

Es war heiß in Rom. Ich stieg aus dem Polizeiwagen, und meine Nerven waren straff gespannt. Auf der Fahrerseite verließ Capitano Dario Cippato das Fahrzeug. Ein schmächtiger Kerl mit hängenden Schultern, jettschwarzem Haar und einer Nase, die einem Eispickel glich.

Er lächelte mich freundlich an. »Gefällt Ihnen Rom, Oberinspektor?«

»Bisher habe ich es nur beruflich kennengelernt.«

»Haben Sie sehr viel zu tun in London?«

»Immer.«

»Hier haben die Verbrecher leider auch das ganze Jahre über Saison. In den Sommermonaten kommen noch zahlreiche Diebstähle hinzu. Manchmal habe ich den Eindruck, das muß ich zu meiner Schande gestehen, es leben in Rom mehr Diebe als anständige Leute. Mein einziger Trost ist, daß es in Neapel noch schlimmer ist.«

Wir standen vor einem nüchternen Gebäude mit glatten Mauern.

Die Fenster bestanden aus Milchglas, damit niemand hindurchsehen konnte. Es war ein Schutz für die Passanten. So mancher wäre in die Knie gegangen, wenn er gesehen hätte, was hinter diesen Milchglasscheiben passierte.

Wir standen nämlich vor einem Leichenschauhaus.

Ein Fernschreiben von Interpol hatte mich in London erreicht, und ich war mit der nächsten Maschine nach Rom abgeschwirrt, weil man mich gebeten hatte, einen Mann zu identifizieren.

Einen Mann, hinter dem ich schon eine ganze Weile her war. Einen Mann, der mich einmal zum Werwolf gemacht hatte und der sich der gefährlichen Mordliga des Dr. Tod angeschlossen hatte.

Jawohl, Freunde, von dem Monstermacher Marvin Mondo ist die Rede. Solo Morasso alias Dr. Tod hatte die Absicht gehabt, Mr. Mondo für seine teuflischen Versuche ein Laboratorium zur Verfügung zu stellen.

Wo, das entzog sich meiner Kenntnis. Überall auf der Welt konnte Dr. Tod dieses Laboratorium einrichten. Für Marvin Mondo, den Wissenschaftler des Grauens. Seine Tests waren selbstredend verboten.

Was er mit Menschen und Tieren schon aufgeführt hatte, war so schlimm, daß es einem kranken, fehlgesteuerten Gehirn entsprungen sein mußte.

So etwas liebte Solo Morasso, der Mensch-Dämon.

So etwas unterstützte er mit wahrer Begeisterung.

Doch nun schien es für Dr. Tod einen Rückschlag gegeben zu haben, denn Mr. Mondo lebte nicht mehr. Ich konnte es kaum glauben. Erst vor kurzem hatte ich mich mit Lupina herumschlagen müssen. Leider war sie wieder entwischt. [1]

Wir betraten das Leichenschauhaus. Drinnen war es zwar angenehm kühl, aber dafür war der Geruch der Desinfektionsmittel widerlich.

»Wie ist Mondo ums Leben gekommen?« wollte ich wissen.

»Terroristen hatten einem bekannten Staatsanwalt vor dem Gerichtsgebäude aufgelauert und ihm die Knie kaputtgeschossen«, antwortete Capitano Cippato. »Das löste eine Großfahndung aus. Razzien. Straßensperren. Fahrzeugkontrollen. Wir unternahmen alles, um die Kerle zu erwischen. Bei solchen Aktionen bleiben immer auch einige andere verbrecherische Elemente hängen. Als meine Kollegen eine kleine Bar in der Nähe der Engelsburg betraten, rückte einer der Gäste durch die Hintertür aus. Im Hinterhof eröffnete er dann das Feuer auf die Verfolger. Eine Kugel traf seinen Kopf. Pech für ihn. Er hätte sich ergeben sollen, dann wäre er jetzt noch am Leben.«

Ein Mann im weißen Arbeitsmantel trat uns entgegen. Capitano Cippato stellte mich vor. Der Mann wußte, weshalb wir gekommen waren. Dario Cippato hatte ihn von seinem Büro aus kurz angerufen, bevor wir uns auf den Weg machten.

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen«, sagte der Mann mit dem Gehabe eines Butlers.

Wir gingen mit ihm.

Er öffnete eine hohe Tür. Helles, kaltes Neonlicht flutete uns entgegen. Wir betraten einen Saal, in dessen Hintergrund ich drei Marmortische sah. Die Stirnseite des Saales bildete eine Kühlwand. In Boxen wurden hier die Toten aufbewahrt.

Der Mann von der Leichenhalle drückte auf einen Knopf.

Ein Elektromotor summte.

Aus der Wand schob sich ein Behälter, in dem ein nackter toter Mann lag. Er hatte einen Kopf, der mich an eine Billardkugel erinnerte. Kahl und glatt. Vermutlich hatte er ihn jeden Tag sorgfältig rasiert. Ein häßliches kreisrundes Loch zierte seine Stirn. Die Nase war breit und klein. Die randlose Brille, mit der ich Mr. Mondo kannte, fehlte. Sein Mund war ein wenig zu weich für diesen harten, grausamen Mann, die Unterlippe stülpte sich leicht vor.

Ich betrachtete den Leichnam schweigend.

Capitano Cippato ließ mir Zeit.

Schließlich fragte er: »Nun, Mr. Sinclair. Ist er es? Ist das Marvin Mondo?«

Er schien es zu sein. Mir fielen all die Szenen ein, in denen ich schon mit ihm zu tun gehabt hatte. Sein Antlitz war mir bestens bekannt, und jedes Detail stimmte mit diesem Gesicht überein.

Oder sollte ich sagen: fast jedes Detail?

Irgend etwas war anders. Hatte der Tod Marvin Mondo verändert? Oder lag hier nicht ein Mitglied von Dr. Tods Mordliga?

»Ich weiß nicht recht«, sagte ich zögernd. »Ich bin nicht ganz sicher, Capitano.«

»Sie erzählten mir, daß Sie schon häufig mit ihm zu tun hatten.«

»Das ist richtig. Deshalb auch meine Zweifel…« Ich ging um das Kopfende des Behälters herum und schaute mir den Toten von der anderen Seite an. Je länger ich ihn betrachtete, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß dieser Mann zwar Mr. Mondo zum Verwechseln ähnlich sah, daß der Tote aber nicht tatsächlich Marvin Mondo war.

Dario Cippatos fragender Blick war auf mich gerichtet.

Ich rief mir die Physiognomie des Monstermachers präzise ins Gedächtnis und legte das Bild, das vor meinem geistigen Auge erschien, gewissermaßen auf das Gesicht des Toten.

Die beiden Gesichter stimmten in vielen Punkten überein, aber nicht in allen, deshalb sagte ich nach langem Überlegen: »Nein, Capitano, das ist nicht Marvin Mondo.«

Dario Cippato sah mich erstaunt an. »Sind Sie sicher, Sinclair?«

»Absolut.«

Der Capitano nickte dem Mann im weißen Mantel zu. »Es ist gut, Signore Alvarese.«

Wir verließen das Leichenschauhaus. Draußen bot mir Capitano Cippato eine Zigarette an. Wir rauchten.

»Tut mir leid, Sie in London aufgescheucht, von Ihrer Arbeit weggelockt und hierher geholt zu haben, Mr. Sinclair.«

Ich winkte ab. »Ein kleiner Tapetenwechsel tut mir hin und wieder ganz gut.«

»Ich dachte, wir hätten ihn. Da ihn niemand besser kennt als Sie, schickte ich das Fernschreiben los…«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Capitano. Es war richtig, daß Sie sich an mich gewandt haben. Theoretisch hätte der Tote ja auch Marvin Mondo sein können.«

Mein italienischer Kollege kratzte sich am Hinterkopf. »Bleibt weiterhin die Frage offen: Wer ist der Mann? Er hatte keine Papiere bei sich, und mit seinen Fingerabdrücken konnten wir nichts anfangen. Wir werden die römische Unterwelt so lange umkrempeln, bis uns einer verrät, wen wir da in der Kühlbox liegen haben.«

»Viel Glück. Hoffentlich schaffen Sie's bald.«

»Das hoffe ich auch. Wie lange bleiben Sie noch in Rom?«

»Morgen vormittag geht es wieder zurück nach London.«

»Steigen Sie ein. Ich bringe Sie zu Ihrem Hotel.«

»Nicht nötig. Ich kann mir ein Taxi nehmen.«

»Ach was, steigen Sie ein. Es ist das mindeste, was ich zur Wiedergutmachung tun kann.«

Mein Hotel befand sich in der Nähe der bekannten Via Veneto.

Als ich ausstieg, sagte Dario Cippato: »Nichts für ungut, Sinclair.«

Ich lächelte. »Schon verziehen. Sollten Sie wieder einmal glauben, Marvin Mondo erwischt zu haben, scheuen Sie sich nicht, sich an mich zu wenden, okay?«

»Ich werde daran denken.«

Ich warf den Wagenschlag zu und schlug mit der flachen Hand auf das Dach. Capitano Cippato fuhr weiter und ich betrat mein Hotel. An der Rezeption sagte ich: »Ich reise morgen ab.«

»Das war aber ein kurzer Aufenthalt in der Ewigen Stadt, Mr. Sinclair«, sagte der Hotelangestellte lächelnd.

»Da kann man nichts machen. Buchen Sie einen Flug nach London für mich. Nicht zu früh. Ich mochte vorher ausschlafen.«

»Ist gut, Mr. Sinclair.«

Ich begab mich in die Bar und gönnte mir einen Long Drink.

Morgen, dachte ich. Morgen hat dich der Alltag wieder.

Aber es sollte anders kommen. Ganz anders!

***

Die Stimmung war hervorragend in dem alten Grinzinger Heurigenlokal. Es war so warm, daß alle Gäste im Garten saßen. Der Ziehharmonikerspieler ging von Tisch zu Tisch und nahm Liedbestellungen entgegen. Er sang traurige und wehmütige Lieder, versah Operettenlieder mit witzigordinären Texten, und die Gäste Fremde und Wiener gemischt bogen sich vor Lachen.

An zwei zusammengeschobenen Tischen saßen vier Pärchen.

Gefüllte Weinkaraffen standen vor ihnen. In den Gläsern schimmerte der kühle goldene Wein.

Felix Emo hob die Hand und winkte den Musikanten herbei. Sylvia Fast saß neben ihm. Eine blonde Schönheit. Nahtlos braun.

Sie arbeitete als Fotomodell für eine Wiener Agentur, war gut im Geschäft. Ihr Gesicht lächelte von Plakatwänden herunter, man sah sie in Zeitungen und Prospekten. Sie verdiente sehr gut und konnte sich ein Haus in einer teuren Wohngegend der Stadt leisten.

Emo war groß und schwarzhaarig. Ein Playboy mit offenem Hemd und protzigem Goldkreuz auf der behaarten Brust.

Der Ziehharmonikerspieler kam an den Tisch der acht jungen Leute. »Mein Gott, muß Liebe schön sein«, sagte er grinsend.

Emo drückte ihm hundert Schilling in die Hand. »Spiel uns was.«

»Haben die Herrschaften einen besonderen Wunsch?« fragte der Heurigenmusiker in die Runde.

»Drunt in der Lobau«, sagte Sylvia Fast.

Der Musikant ließ die Finger über die Tasten tanzen und sang mit viel Schmalz in der Stimme. Nach diesem Lied wollte Felix Emo »Ana hat immer des Bummerl« hören, und er sang lautstark mit.

Als er die Textstelle erreichte: »Weil vom Glück a Stiafkind bin!« stieß Sylvia ihn lachend an und sagte: »Stimmt doch gar nicht. Du bist das größte Glückskind in unserer Runde.«

»Weil du mich liebst, das ist wahr«, sagte Emo, drückte seine Freundin an sich und küßte sie vor allen. Sechs, sieben Liedwünsche wurden am Tisch noch geäußert, dann zog der Ziehharmonikaspieler weiter.

Eine Stunde später es war fast Mitternacht brachen die Pärchen auf. Sylvia war anlehnungsbedürftig. Sie kicherte ununterbrochen. Der Wein war ihr zu Kopf gestiegen.

»Wir fahren noch nicht nach Hause«, sagte das blonde Mädchen, nachdem sich alle Freunde verabschiedet hatten und sich zu ihren Autos begaben.

Felix Emo schmunzelte. »Was willst du denn noch unternehmen? Du hast heute ohnedies schon genug getankt.«

»Laß uns über die Höhenstraße durch den Wienerwald fahren. Wenn du brav und nett zu mir bist, darfst du vielleicht noch mit zu mir kommen.«

Er lachte. »Das Angebot lasse ich mir selbstverständlich nicht entgehen.«

Sie gingen zu Felix Emos lindengrünem Mercedes. Wenig später verließen sie Grinzing. Auf der Höhenstraße war der Mercedes als einziges Fahrzeug unterwegs. In manchen Kehren hatte man einen herrlichen Ausblick über Wien.

»Ich genieße eine solche Fahrt immer wieder«, sagte Sylvia.

»Irgendwie bin ich dieser Stadt verfallen. Ich kann mir nicht vorstellen, anderswo ebenso glücklich zu sein wie hier. Fahr ein bißchen schneller, Felix.«

»Ich bin kein Rennfahrer und die Höhenstraße ist keine Rennstrecke.«

»Ich liebe die Geschwindigkeit. Sie ruft in meinen Adern so ein komisches Prickeln hervor.«

Sie erreichten Salmannsdorf, und Felix Emo drehte ein bißchen mehr auf, um Sylvia eine Freude zu machen. Beim Heurigen hatte er nur wenig Wein, dafür aber literweise Mineralwasser getrunken.

Kurz vor Neuwaldegg kam eine Kurve, in der es schon zahlreiche Unfälle gegeben hatte. Felix Emo erinnerte sich unwillkürlich daran

und nahm rechtzeitig Gas zurück.

Und trotzdem kam es zur Katastrophe!

Denn plötzlich schlang das beschwipste Mädchen seine Arme um den Hals des Fahrers. »Ich liebe dich!« rief Sylvia übermütig aus.

Sie zog Felix zu sich und wollte ihn küssen.

»Bist du verrückt!« schrie er und versuchte, sich von ihr loszureißen. Dabei verlor er die Herrschaft über das Fahrzeug. Als Sylvia ihn losließ, war es schon zu spät. Der Wagen knallte gegen die Leitschiene, wurde von dieser zurückgeschleudert und raste auf einen Baum zu, der an der gegenüberliegenden Fahrbahnseite aufragte.

Sylvia stieß einen erschrockenen Schrei aus.

Felix trat mit voller Wucht auf die Bremse. Es nützte nichts.

Frontal donnerte der Mercedes gegen den dicken Kastanienbaum. Glas klirrte. Blech knackte. Zierleisten sprangen ab. Die Frontscheibe zerplatzte in Millionen scharfe Splitter, die durch das Wageninnere wirbelten, doch davon bekamen Sylvia Fast und Felix Emo nichts mehr mit. Sie hatten beide das Bewußtsein verloren.

Als Sylvia die Augen wieder aufschlug, fühlte sie sich elend.

Bleischwer waren ihre Glieder. Ihre Empfindungen waren auf eine unerklärliche Weise gedämpft.

Sie brauchte eine Weile, bis sie begriff, daß sie in einem Krankenbett lag. Sie sah weiße Wände, Flaschen und Schläuche über sich, durch die unbekannte Flüssigkeiten rannen. Außerdem war sie an medizinischtechnische Geräte angeschlossen, die ihren Gesundheitszustand überwachten.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, denn sie glaubte zu wissen, daß sie nicht durchkommen würde. Du mußt sterben, raunte ihr eine innere Stimme zu. Du bist zu schwer verletzt. Du hast keine Überlebenschance. Der Tod ist dir gewiß. Du wirst diese Nacht nicht überleben.

Alles in ihr wehrte sich gegen dieses Schicksal. Ihr Geist lehnte sich verzweifelt dagegen auf, aber da war wieder die gnadenlose, unerbittliche Stimme, die sie wissen ließ, daß sie dem Tod geweiht war.

Ein unbeschreibliches Gefühl beschlich sie mit einemmal. Es kostete sie unendlich viel Mühe, den Kopf ein kleines Stück zu drehen und zum Fenster zu blicken.

Dort saß ein riesiger schwarzer Vogel.

Dem Mädchen fuhr ein Eissplitter ins Herz.

Der Vogel hockte auf dem Fensterbrett und starrte sie unentwegt an. Er schien etwas haben zu wollen. Ihr Leben! Ihre Seele!

Der Angstschweiß brach Sylvia aus allen Poren.

Der Anblick des unheimlichen Vogels versetzte sie in Todesangst. Sie wollte um Hilfe rufen, doch kein Laut kam über ihre blassen Lippen.

Sie wollte den Blick vom Fenster wenden, schaffte das aber nicht.

Und auf einmal saß dieser Geistervogel nicht mehr draußen, sondern drinnen. Er war durch das Fenster gekommen, ohne es zu öffnen.

Sylvias Herz klopfte wild. Sie fürchtete sich entsetzlich, denn sie wußte, daß sie diesen unheimlichen Besuch nicht überleben würde.

»Nein!« hauchte sie fassungslos. »Geh weg! Laß mich…!«

Der große Vogel stieß sich ab. Lautlos schwebte er heran. Er setzte sich auf Sylvias Brust. Sie spürte den harten Druck seiner Füße. Er war schwer. Sie konnte kaum noch atmen.

Seine blauschwarz glänzenden Schwingen legten sich nicht an den gefiederten Körper. Er betrachtete dieses Mädchen als seine Beute, und diese Beute schützte er mit den Flügeln, damit sie ihm niemand wegnehmen konnte.

»Bitte!« flehte das Mädchen. »Laß mir mein Leben!«

Mitleidlos starrte der unheimliche Vogel sie an. Er senkte den Kopf mit dem kräftigen harten Schnabel, und in der nächsten Sekunde stieß er unbarmherzig zu.

***

Der schwarze Vogel ging Manfred Mock, dem Küster, nicht mehr aus dem Kopf. Es beunruhigte ihn besonders, daß seine Frau Adele dieses gefiederte Scheusal auch gesehen hatte.

Seiner Ansicht nach hatte das nichts Gutes zu bedeuten. Er war davon überzeugt, daß hier finstere Mächte im Spiel waren, die möglicherweise die Absicht hatten, ihre Hand nach Adele auszustrecken.

Mock glaubte mit Sicherheit zu wissen, daß seine Frau in großer Gefahr schwebte. Wenn er etwas zu ihrem Schutz unternehmen sollte, mußte er schnell handeln, denn der schwarze Vogel würde wiederkommen, das stand für den Küster fest.

In Döbling wohnte ein Mann, mit dem Mock befreundet war.

Vladek Rodensky war sein Name. Er war ein gebürtiger Pole mit österreichischem Reisepaß. Von Beruf Brillenfabrikant. Ein Weltenbummler aus Passion.

Mock hoffte, daß Rodensky zu Hause war.

Da er nicht viel Zeit hatte, fuhr er nicht mit der Straßenbahn, sondern leistete sich ein Taxi, was bei ihm höchst selten vorkam.

Von ihm hätten Taxifahrer nicht leben können. Er war ein großer Sparmeister. Wenn er das nicht gewesen wäre, hätte Adele irgendeine Arbeit annehmen müssen, aber das wollte er nicht.

Das Taxi hielt vor der Villa, die Mock dem Fahrer - einem grauhaarigen, dickbäuchigen Mann zeigte. Der Küster bezahlte den Fahrpreis und stieg aus. Auf sein Klingeln öffnete ihm Vladek Rodensky sofort.

»Manfred!« rief der Brillenfabrikant erfreut aus. »Daß man dich wieder einmal sieht! Komm rein! Komm doch herein!«

Der Küster betrat das geschmackvoll eingerichtete Haus. Er ging mit Rodensky ins Wohnzimmer.

»Setz dich«, sagte der Brillenfabrikant freundlich. »Möchtest du etwas trinken?«

Mock nahm Platz. »Einen Kognak, bitte«, sagte er.

Rodensky füllte zwei Gläser. »Du hast dich sicherlich verirrt«, sagte er aufgekratzt. »Seit drei Jahren warst du schon nicht mehr hier, treulose Seele. Wie geht es dir? Was macht Adele?«

Der Küster senkte den Blick.

»Ist etwas mit Adele?« fragte der Brillenfabrikant sofort und reichte dem Freund das Glas. »Geht es ihr nicht gut? Kann ich euch irgendwie helfen?«

»Adele ist krank«, sagte Mock.

»Was hat sie?«

»Fieber.«

»Nur Fieber?«

»Ja, aber seit sechs Tagen schon.«

»Woher kommt es?«

»Unser Hausarzt weiß es nicht.«

»Dann wechsle den Arzt.«

»Er hat empfohlen, Adele in ein Krankenhaus einzuweisen, aber sie will in keine Klinik, und ich möchte mich nicht über ihren Willen hinwegsetzen.«

»Soll ich meinen Arzt bitten…«

Mock schüttelte den Kopf. »Dr. Mayer tut, was er kann.« Der Küster leerte den Schwenker auf einmal.

»Willst du noch einen Kognak?« fragte Vladek Rodensky.

»Nein, danke. Der Grund, weshalb ich zu dir komme, ist folgender«, sagte Manfred Mock, und dann erzählte er vom Röcheln, Stöhnen und Kratzen, das er gehört hatte, und von dem riesigen schwarzen Vogel, der aus der düsteren Kirchennische aufgestiegen und weggeflogen war. Ein Totenvogel, den kurz darauf Adele auf dem Fenstersims sitzen gesehen hatte.

»Er will Adele holen«, sagte der Küster leise. »Er ist bestimmt ein Höllenwesen. Ich will Adele nicht verlieren, Vladek. Du hast doch einen Freund. Er lebt in London und war schon einige Maie in Wien. Du weißt, wen ich meine. Diesen Dämonenjäger.«

»Tony Ballard«, sagte Vladek Rodensky und nickte ernst. »Du hast recht, Manfred. Der Dämonenhasser sollte sich um diesen unheimlichen Vogel kümmern. Ich werde ihn anrufen, und du kannst sicher sein, daß er nach Wien kommen wird, wenn ich ihn darum bitte.«

Der Küster atmete auf. Er erhob sich.
Rodensky blickte ihn erstaunt an. »Du gehst schon wieder?«
»Ich muß. Adele ist allein zu Hause.«
»Grüß sie von mir, und mach dir um sie keine Sorgen. Tony Ballard wird dem Totenvogel sämtliche Federn ausrupfen, darauf kannst du dich verlassen.«
Manfred Mock verließ die Villa des Brillenfabrikanten.
»Ich melde mich bei dir«, rief ihm Rodensky nach, dann schloß er die Tür und eilte zum Telefon. Er wählte die ellenlange Nummer, die er im Kopf hatte. In London läutete es im Hause Chiehester Road Nummer 22.
Und dann eine sympathische Mädchenstimme: »Hallo!«
»Vicky?«
»Ja«, antwortete die Schriftstellerin Vicky Bonney, Tony Ballards Freundin. »Wer spricht?«
»Hier ist Vladek.«
Am anderen Ende der langen Leitung ein erfreuter Aufschrei.
»Vladek. Das ist aber nett, daß du anrufst. Wie geht es dir denn?«
»Prächtig, und dir?«
»Viel Arbeit.«
»Ja, ja, der Erfolg macht einen zum Sklaven. Ist Tony da? Ich müßte ihn dringend sprechen.«
»Was gibt's denn?«
»Hier in Wien treibt ein riesiger Totenvogel sein Unwesen. Der einzige Mann, der diesem Spuk ein schnelles Ende bereiten kann, ist Tony Ballard.«
»Bedauerlich«, sagte Vicky Bonney. »Tony ist nicht in London, Vladek.«
»Verdammt noch mal, wo treibt der alte Gauner sich denn herum?«
»Er ist in New York. Ein schwieriger Fall. Er steckt mittendrin…«
»Wohnt er bei Frank Esslin?«
»Ja, einen Augenblick, ich gebe dir die Nummer.«
»Nicht nötig, die habe ich aufgeschrieben.«
»Hoffentlich kann Tony dir helfen.«
»Das hoffe ich auch. Nicht böse sein, daß ich mich nicht länger mit dir, unterhalte, Vicky, aber die Zeit: drängt.«
»Das sehe ich ein.«
»Ich rufe dich in ein paar Tagen noch mal an.«
»Okay. Aber vergiß es nicht.«
»Ganz bestimmt nicht«, sagte Vladek Rodensky und drückte auf die Gabel. Dann ließ er den Schuber des Telefonverzeichnisses ratschen. Bei E klappte es auf, und Augenblicke später tippte Vladek Rodensky die New Yorker Nummer des WHO-Arztes Frank Esslin in den Apparat.

Das Transatlantikgespräch kam sofort zustande. Ein Wunder der Technik. Deutlich hörte der Brillenfabrikant die Stimme Esslins, und Sekunden später hatte er den Dämonenhasser Tony Ballard an der Strippe.

»Wir haben hier ein Problem, Tony«, sagte Vladek Rodensky. Er berichtete dem Freund, was geschehen war und was der Küster Manfred Mock befürchtete. »Kannst du kommen?« fragte er abschließend.

»Tut mir sehr leid, Vladek, aber ich bin hier im Moment unabkömmlich. Unser Kampf gegen die Macht des Bösen ist in eine entscheidende Phase getreten. Mr. Silver und ich haben alle Hände voll zu tun. Wir dürfen jetzt nicht lockerlassen, sonst bricht über die Stadt eine Katastrophe herein.«

»Verdammter Mist, was mache ich denn nun?«

»Ich werde John Sinclair bitten, sich um die Sache zu kümmern.«

»Er arbeitet doch für Scotland Yard. Wird er so ohne weiteres wegkönnen?«

»Wenn ich ihn um einen Gefallen bitte, erweist er ihn mir«, sagte Tony Ballard überzeugt. »Bist du zu Hause?«

»Ja.«

»Bleib da. John Sinclair wird dich anrufen.« Klick. Aus. Tony Ballard hatte aufgelegt.

***

Es war nicht viel zu packen. Was ich nach Rom mitgenommen hatte, paßte in eine kleine Reisetasche. Gefrühstückt hatte ich bereits. Nun warf ich einen Blick aus dem Fenster. Der Himmel über der Stadt war diesig. Es war schwül, und ich spürte den Schweiß unter meinen Achseln. In London würde das Klima wesentlich angenehmer sein.

Ich schaute auf meine Armbanduhr. Meine Maschine startete in einer Stunde vom Flugplatz Fiumicino. Ich brauchte mich also nicht zu beeilen. Nachdem die Reisetasche geschlossen war, rief ich die Rezeption an und bat, die Rechnung für mich fertigzumachen.

»Liegt schon bereit, Signore Sinclair.«

»Danke«, sagte ich und ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Während ich den ersten Zug machte, läutete das Telefon.

Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit einem Anruf von Tony Ballard, und noch dazu aus New York.

»Ich habe versucht, dich im Yard zu erreichen«, sagte der Privatdetektiv.

»Aber da war ich nicht«, erwiderte ich grinsend.

»Stimmt auffallend. Deine Sekretärin Glenda Perkins sagte mir jedoch, wo ich dich erreichen könne.«

»Du hattest Glück. Ich bin gerade im Begriff, abzureisen.«

»Okay, reise ab. Aber nicht nach London, sondern nach Wien. Ich bin in der Klemme, John, und ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir helfen könntest.«

»Schieß los. Was hast du auf dem Herzen?«

Er sagte es mir, und für mich war es eine Selbstverständlichkeit, für ihn einzuspringen. Erstens waren wir miteinander befreundet, und zweitens war der Totenvogel in Wien ein Bote des Bösen. Ich erachtete es als meine Pflicht, mich um die Sache zu kümmern.

»Mach du ruhig in New York weiter«, sagte ich, als Tony Ballard geendet hatte. »Was in Wien läuft, ist ab sofort meine Sache.«

»Ich danke dir, John.«

»Ist doch selbstverständlich.«

»Ich schlage dir dafür auch mal ein blaues Auge.«

»Damit rechne ich.« Tony gab mir die Telefonnummer seines Freundes Vladek Rodensky und bat mich, ihn sofort anzurufen.

Ich versprach, dies gleich zu tun und legte auf.

Dann rief ich aber zuerst noch die Rezeption an. »Sinclair hier.«

»Ja, Signore Sinclair?«

»Lassen Sie den Flug nach London streichen.«

»Sie bleiben noch?«

»Nein, ich fliege nach Wien. Buchen Sie für mich.«

»Wird erledigt, Signore Sinclair.«

Danach wählte ich Vladek Rodenskys Nummer. Er mußte neben dem Telefon gestanden haben, denn er hob sogleich ab. »Rodensky.«

»Sinclair.«

»Das klappt aber prompt. Vor wenigen Minuten habe ich erst mit Tony in New York telefoniert.«

»Ich eben erst.«

»Kommen Sie nach Wien, John?«

»Mit der nächsten Maschine.«

»Ich hole Sie vom Flughafen ab.«

»In Ordnung.« Was es sonst noch zu besprechen gab, konnten wir in ein paar Stunden Auge in Auge erläutern.

Ich legte auf. Mein Heimflug war ins Wasser gefallen, und ich hatte einen neuen Fall am Hals.

***

Felix Emo hatte großes Glück gehabt. Er war mit starken Prellungen und einigen Hautabschürfungen glimpflich davongekommen. Während der Visite sagte Dr. Fochler, ein hagerer Mann mit grauem Oberlippenbart, zu ihm: »Wenn Sie angegurtet gewesen wären, wäre Ihnen nichts passiert, aber Sie gehören wohl auch zu den Autofahrern, die sich einbilden, ihnen würde nie etwas zustoßen. Nach dem großen

Knall kommt dann das böse Erwachen. Wir hatten einmal einen Patienten hier, der behauptete allen Ernstes, die Anschnallpflicht wäre ein Eingriff in seine persönliche Freiheit.«

»Wie geht es Sylvia?« fragte Emo heiser.

Dr. Fochler wandte sich um und ging weiter.

»Doktor, ich habe Sie etwas gefragt!« rief ihm Emo nach.

Schwestern und Assistenzärzte widmeten sich dem nächsten Patienten. Meinrad Fochler tat so, als hörte er Emos Ruf nicht.

»Geht es Sylvia so schlecht?« fragte Felix Emo.

»Sie dürfen sich nicht aufregen, Herr Emo«, sagte eine der Krankenschwestern.

»Ich habe das Recht, zu erfahren, wie es meiner Freundin geht.«

»Dr. Fochler wird sich nach der Visite mit Ihnen darüber unterhalten.«

»Ist sie entstellt? Wurde sie durch den Unfall zum Krüppel? Herrgott noch mal, so sagen Sie mir doch, wie es um Sylvia steht!«

»Später«, erwiderte die Krankenschwester mit einem freundlichen Lächeln. »Später.«

Eine Stunde mußte Felix Emo die quälende Ungewißheit ertragen. Dann kam Meinrad Fochler wieder. Allein. Der Arzt setzte sich zu Emo aufs Bett. Seine Lippen waren zusammengepreßt. Er suchte nach den passenden Worten.

»Sylvia ist schlimmer dran als ich, nicht wahr?« sagte Emo.

Dr. Fochler nickte. »Ja.«

»Aber sie kommt wieder auf die Beine.«

»Nein, Herr Emo…«

Felix Emo gab es einen schmerzhaften Stich. Er riß die Augen erschrocken auf. »Soll das heißen, daß sie sterben wird?«

»Sie… ist bereits tot.«

»Nein.«

»Es tut mir leid, Herr Emo. Anfangs sah es so aus, als würden wir sie durchbringen. Sie hatte eine Schlüsselbeinfraktur, eine mittelschwere Kopfverletzung, und die Wirbelsäule war leicht angeknackst. Trotzdem bestand Hoffnung für sie.«

»Wieso ist sie dann jetzt tot?« fragte Felix Emo verzweifelt.

»Wieso, Doktor? Was hat sie umgebracht? Woran ist sie gestorben? Sagen Sie es mir. Ich muß es wissen. Ich habe den Wagen gelenkt, in dem Sylvia Fast verunglückte.«

Meinrad Fochler blickte auf seine schlanken Hände. »Wir stehen vor einem Rätsel.«

»Welche Verletzung hat Sylvia das Leben gekostet, Doktor?«

»Keine, die vom Unfall herrührte.«

Emo starrte ihn verdattert an. »Soll das heißen, sie hatte noch eine andere Verletzung?«

»Ich glaube, ich sollte Ihnen nicht mehr erzählen«, sagte Dr. Fochler.
»Warum nicht?«
»Sie können es in Ihrem Gesundheitszustand noch nicht verkraften.«
»Nehmen Sie auf mich keine Rücksicht, Doktor. Ich will alles erfahren.«
Der Arzt blickte sich um. Die Patienten in den anderen Betten spitzten die Ohren. Meinrad Fochler erhob sich. Er schob die Hände in die Taschen des weißen Kittels.
»Tut mir leid, Herr Emo. Mehr kann ich Ihnen im Augenblick nicht sagen.«
Er wandte sich um und verließ das Krankenzimmer. Emo schleuderte die Decke zurück. Er stand auf. Sofort drehte sich der Raum um ihn, und sein Körper schmerzte an verschiedenen Stellen, aber er biß die Zähne zusammen und humpelte hinter dem Arzt her. Barfuß trat er auf den Gang.
»Dr. Fochler!«
Der Arzt drehte sich verblüfft um. »Sind Sie von Sinnen, Herr Emo? Sie dürfen noch nicht aufstehen. Zwei, drei Tage Bettruhe sind unbedingt noch nötig. Sie haben eine Gehirnerschütterung erlitten.«
»Pfeif drauf.«
»Seien Sie doch vernünftig…«
»Woran ist Sylvia Fast gestorben, Doktor? Ich gebe Ihnen keine Ruhe, bis Sie es mir gesagt haben. Wenn Sie nicht reden wollen, erfahre ich es von jemand anders.«
Meinrad Fochler senkte den Blick. »Die… Brust Ihrer Freundin war aufgebrochen.«
»Wie kam sie zu dieser Verletzung?«
»Das wissen wir nicht.«
»An dieser Verletzung ist sie mit Sicherheit gestorben?«
»Ja.«
»Aber Sie und Ihre Kollegen haben keine Ahnung, wer sie ihr zugefügt hat.«
»So ist es, Herr Emo.«
»Und Sie finden es nicht der Mühe wert, der Sache auf den Grund zu gehen.«
»Sylvia Fast ist nicht die erste Patientin, die auf diese unerklärliche Weise ihr Leben verloren hat. Uns sind zwei weitere Fälle von anderen Krankenhäusern bekannt.«
»Da treibt ein Wahnsinniger sein Unwesen. Ist Ihnen dieser Gedanke noch nie gekommen? Ein Verrückter geht von Klinik zu Klinik und bringt wehrlose Patienten um! Man muß das der Polizei melden.«
»Das ist bereits geschehen. Mehr können wir nicht tun. Wir sind Ärzte und keine Detektive.«
Emo fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Sylvia das Opfer eines

wahnsinnigen Mörders. Wieso hat man es ihm so leicht gemacht, an das Mädchen heranzukommen?«

»Wir können nicht neben jeden Patienten einen Wächter setzen, Herr Emo.«

»Ich bleibe keine Stunde länger in diesem Krankenhaus!«

»Ich kann Ihre Erregung verstehen, Herr Emo, aber Sie dürfen sich nicht übernehmen. Sie brauchen ein paar Tage, um sich zu erholen.«

»Ich will weg, und Sie dürfen mich gegen meinen Willen nicht hierbehalten!« sagte Felix Emo hart.

»Dann lehne ich jede Verantwortung ab…«

»Aber ja, ich unterschreibe Ihnen, was Sie wollen. Nur raus will ich. Raus aus dieser gottverdammten Klinik, in der Menschen nicht gesund gepflegt, sondern ermordet werden!« Emo erreichte, was er wollte. Eine halbe Stunde später saß er in einem Taxi und war zur Polizei unterwegs.

***

Ich traf um 14 Uhr in Wien-Schwechat ein. Vladek Rodensky war zur Stelle. Ein fünfunddreißigjähriger großer Mann mit eisigblauen Augen hinter einer modernen Brille, die gut zu seinem Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen paßte. Sein dichtes braunes Haar glänzte seidig, und er grinste mich mit einem kräftigen Gebiß an.

»Willkommen in Wien.«

»Hallo, Vladek.«

»Wie war der Flug?«

»Bestens. Und die Stewardeß… Oh, lala.«

Wir verließen das Flughafengebäude. Auf dem Parkplatz stand Rodenskys schwarzer Rover. Ich teilte ihm mit, daß ich von Rom aus ein Zimmer im Wiener Hilton reservieren lassen hatte, und dorthin brachte er mich.

Während wir am riesigen Areal des Zentralfriedhofs entlangfuhren, fragte ich: »Hat sich inzwischen etwas Neues ereignet?«

Rodensky zuckte mit den Schultern. »Mir ist nichts bekannt. Ich schlage vor, Sie stellen Ihre Reisetasche im Hilton ab, und wir begeben uns dann gemeinsam zu Manfred Mock.«

Ich nickte. »Einverstanden.«

Wir sprachen anschließend über unseren gemeinsamen Freund Tony Ballard, an dessen Seite Vladek Rodensky schon so manches gefährliche Abenteuer erlebt hatte. Der Brillenfabrikant würde mir bei meiner Arbeit bestimmt eine brauchbare Stütze sein.

Wir erreichten das Hilton. Vladek Rodensky stellte seinen Wagen in der Tiefgarage ab. Wir fuhren mit dem Lift hoch. Ich begab mich zur Rezeption, während sich Vladek in der Halle in einen bequemen Sessel setzte. Er wollte da auf mich warten.

Ein Boy zeigte mir mein Zimmer. Achter Stock. Herrlicher Ausblick. Ich gab dem Jungen zwanzig Schilling Trinkgeld und schloß die Tür. Von meinem Fenster aus konnte ich die Spitze des Stephansdoms sehen, die hoch über die Häuser des Wiener ersten Bezirks hinausragte.

Was war dort los? Was für ein Geheimnis verbarg sich dort, und wie sollte ich es lüften?

Ich drehte mich um, öffnete den Schrank und stellte die Reisetasche hinein. Plötzlich war mir, als würde etwas Großes, Schwarzes am Fenster vorbeiwischen. Für einen Moment wurde es dunkel im Zimmer, und dann gleich wieder hell. Ich eilte zum Fenster und riß es auf. Ich beugte mich weit hinaus, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Aber mein sechster Sinn sagte mir, daß ich mich von nun an in Acht nehmen mußte.

Mit finsterer Miene wandte ich mich um. Da schlug das Telefon an. Ich dachte, es wäre Vladek Rodensky, dem das Warten schon zu lange dauerte, und hob ab. Es war jedoch nicht der Brillenfabrikant, sondern ein mir unbekannter Mann, dessen krächzende Stimme mir auf Anhieb unsympathisch war.

»Mr. Sinclair… Geisterjäger!«

Ich stutzte. Die Gegenseite war bereits informiert. Das war schlecht, denn sie würde über jeden meiner Schritte Bescheid wissen, während ich im Augenblick noch völlig im dunklen tappte.

»Mit wem spreche ich?« fragte ich.

»Mein Name tut nichts zur Sache.«

Ich hatte etwas gegen Leute, die ihren Namen nicht nennen wollten. »Was wollen Sie?« fragte ich schroff.

»Ihnen einen guten Rat geben.«

»Stecken Sie sich Ihren guten Rat an den Hut.«

»Sie sollten nicht so schmissig sein, Sinclair. Es kann Ihr Leben davon abhängen, ob Sie meinen Rat beherzigen oder nicht.«

»Was Sie nicht sagen. Wenn Sie sich einbilden, mich einschüchtern zu können, sind Sie auf dem Holzweg.«

»Sie sind zwar eben erst in Wien eingetroffen, aber Sie sollten sofort wieder abreisen, denn diese Stadt ist ein heißes Pflaster für Sie. Verschwinden Sie, solange Sie dazu noch Gelegenheit haben. Lassen Sie den Dingen ihren Lauf. Kümmern Sie sich nicht darum, sonst ergeht es Ihnen schlecht.«

»Jetzt hören Sie mir mal zu, Sie fehlgepolter Traumtänzer…«, schrie ich, aber der Mann mit der krächzenden Stimme hörte sich nicht an, was ich ihm sagen wollte. Er legte höhnisch lachend auf.

***

Die Katakombenführung war zu Ende. Eine kleine Gruppe von Leuten

stieg beeindruckt die Stufen zum Domplatz hoch, verweilte noch einen Augenblick an der Stelle, wo Wolfgang Amadeus Mozarts Sarg eingesegnet worden war, und bezahlte anschließend den Führungsbeitrag.

Manfred Mock gesellte sich zu dem Mann, der die Führungen alle dreißig Minuten leitete. Eine rothaarige Frau blieb plötzlich erschrocken stehen.

»Meine Handtasche. Ich habe meine Handtasche dort unten irgendwo stehen gelassen. Mein Gott, wie dumm von mir.«

»Sie kriegen sie wieder«, versprach der Küster. »Ich hole sie Ihnen.« Es machte ihm nichts aus, sich allein in die unheimlichen Katakomben zu begeben. Er war schon oft allein dort unten gewesen. Warum hätte er sich vor den aufgeschichteten Skeletteilen und Totenschädeln fürchten sollen?

Mock stieg die Stufen hinunter und schritt einen schmalen Gang entlang. Stille herrschte in den unterirdischen Räumen. Nur Mocks Schritte hallten von den feuchten Wänden wider.

Allmählich nistete sich in Mocks Herz doch die Angst ein. Er dachte an den gespenstischen Totenvogel, den er gestern gesehen hatte und der auch seiner kranken Frau erschienen war.

Der Küster bekam die Gänsehaut. Er ging an Urnen, Sargnischen und Sarkophagen vorbei, suchte in verzweigten Gängen und geöffneten Grabkammern nach der vergessenen Handtasche, konnte sie aber nirgendwo entdecken.

Je länger er sich in den Katakomben aufhielt, desto unangenehmer wurde seine Angst. Er befürchtete, dem Totenvogel wieder zu begegnen. Bei diesem Gedanken rieselten ihm kalte Schauer über den Rücken.

Er beeilte sich, ging schneller.

Plötzlich vernahm er das Stöhnen und Röcheln wieder.

Die schaurigen Geräusche nagelten ihn auf der Stelle fest. Er schluckte aufgeregt und blickte sich nervös um. Hinter ihm war eine hohe Wand aus alten Ziegeln. Er wußte, daß sich dahinter eine Grabkammer befand, in der viele Pesttote bestattet worden waren.

Der Küster vernahm ein Schaben und Kratzen, als wäre Leben hinter dieser Ziegelwand.

»Unmöglich«, preßte Manfred Mock beunruhigt hervor. »Das gibt es nicht. Hinter dieser Mauer kann kein Lebender sein…«

Er wollte weitergehen, um die Handtasche zu suchen, aber es war ihm nicht möglich, sich von der Stelle zu rühren. Gebannt starrte er die häßliche Ziegelmauer an.

Ein Riß bildete sich plötzlich in ihr. Ein Ziegel bewegte sich, wurde von innen herausgeschoben, fiel auf den Boden. Ein zweiter Ziegel folgte. Eine schwarze Öffnung entstand.

Verdattert ging Manfred Mock darauf zu.
Da schoß eine schwielige Hand durch das Loch. Ein schorfiger Arm streckte sich dem entsetzten Küster entgegen, über und über mit zum Teil aufgebrochenen Pestbeulen bedeckt.
Mock hatte das Gefühl, es müsse ihn gleich der Schlag treffen!

***

Verärgert betrat ich die Hotelhalle. Vladek Rodensky erhob sich und kam mir entgegen. »Was ist Ihnen denn über die Leber gelaufen, John? Gefällt Ihnen Ihr Zimmer nicht?«
»Das Zimmer ist okay.«
»Worüber haben Sie sich geärgert?«
Ich erzählte ihm von dem anonymen Anruf. Er wiegte besorgt den Kopf. Es gefiel ihm genausowenig wie mir, daß die Gegenseite von unseren Absichten wußte, während ich noch keine Ahnung hatte, was gespielt wurde.
Wir verließen das Hotel. Rodenskys Rover blieb in der Tiefgarage stehen. Es war nicht weit bis zum Stephansdom. Das kurze Stück bis dorthin konnten wir bequem in zehn Minuten zurücklegen.
In der Wollzeile kamen wir an zwei Kinos vorbei, in denen Filme liefen, die bei uns in London schon vor einem halben Jahr zu sehen gewesen waren. Eine dralle Wienerin warf mir einen interessierten Blick zu. Sie stand vor einem kleinen Münzgeschäft und hätte bestimmt nichts dagegen gehabt, wenn ich sie angesprochen hätte. Aber ich hatte im Moment andere Sorgen.
Als wir den Stephansplatz erreichten, kamen uns Leute entgegen, die sich die Katakomben angesehen hatten. Wir hörten sie über die Führung reden. Vladek Rodensky kannte den Mann, der die Führungen leitete. Eine rothaarige Frau stand neben ihm, und wir erfuhren, daß sie ihre Handtasche in den Katakomben vergessen hatte. Manfred Mock war gerade unten, um sie zu suchen.
Einer Eingebung folgend, äußerte ich den Wunsch, die Katakomben ebenfalls aufzusuchen. Mein Gefühl riet mir, ich solle mich dort unten mal umsehen, mir einen ersten Überblick verschaffen.
Vladek und ich stiegen die Stufen hinunter.
Eine kühle, seltsame Welt nahm uns unten gefangen. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, zu wissen, daß man sich zwischen Tausenden von Toten befindet. In diesen alten Gewölben wurde einem die Vergänglichkeit allen Lebens so richtig bewußt.
Vladek Rodensky übernahm die Führung.
Plötzlich alarmierte uns ein heiserer Schrei. Meine Kopfhaut spannte sich. Ich stieß den Brillenfabrikanten zur Seite und startete. Es passierte etwas. Jemand brauchte Hilfe.
Vermutlich Manfred Mock.

Mit langen Sätzen jagte ich einen Gang entlang. Vladek Rodensky folgte mir. Ich durchquerte zwei leere Grabkammern, kam an einem vergitterten Mauerdurchbruch vorbei, hinter dem in schauriger Gewissenhaftigkeit unzählige Knochen aufgestapelt waren.

Rechts die Schädel. In der Mitte die Unterschenkelknochen.

Links die Oberschenkelknochen. Eine makabre Ordnung.

Ich rannte weiter. Wieder ein Gang. Er knickte nach wenigen Schritten rechts weg, und dann sah ich, was hier unten lief. Das Grauen war auferstanden. Mir drehte es den Magen um. Ein Kloß bildete sich in meiner Kehle.

Ich sah zwei Gestalten.

Manfred Mock und… einen Pesttoten, der den Küster töten wollte!

***

Der Pesttote bot einen abscheulichen, Anblick. Sein Körper war mit häßlichen Beulen übersät. Die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leib. Er war barfuß. Dunkelgrau, fast schwarz war seine Haut. Das Haar hing ihm wirr vom Schädel. Er verströmte einen bestialischen Geruch.

Manfred Mock kämpfte mit ihm. Verzweifelt setzte er sich zur Wehr. Der unheimliche Leichnam, der aus der zugemauerten Grabkammer ausgebrochen war, hatte seine Hände um den Hals seines Opfers gelegt.

Der Küster rang nach Luft. Er drosch mit seinen Fäusten in das widerliche Gesicht des Wiedergängers. Eine grausame Macht mußte den Pesttoten wieder zum Leben erweckt haben. Diese schreckliche Macht mußte dem Leichnam auch seine einstige Gestalt zurückgegeben haben.

Mocks Widerstand erlahmte.

Ich befand mich auf dem Weg zu ihm, wollte ihm beistehen, den Pesttoten von ihm wegreißen und mit einem harten Faustschlag niederstrecken, aber ich erstarrte für einen Augenblick, als ich sah, was mit dem Küster passierte.

Die Haut des Mannes wurde welk und grau.

Die fürchterliche Krankheit des Untoten ging auf Manfred Mock über. Rasend schnell ergriff sie auch von ihm Besitz. Mir fiel auf, daß der Pesttote die Energie des Küsters in sich aufnahm. Sie stärkte ihn, während Mock immer schwächer wurde.

Fassungslos sah ich zu, wie die tückische Krankheit den Küster in die Knie zwang.

»Manfred!« schrie hinter mir Vladek Rodensky. »Mein Gott…«

Ich katapultierte mich dem Pesttoten entgegen, obwohl mir klar war, daß ich für den Küster nichts mehr tun konnte: Vladek Rodensky und ich waren um einige wenige Minuten zu spät gekommen. Diese kurze Zeitspanne war Manfred Mock zum Verhängnis geworden.

Nicht anfassen! schoß es mir durch den Kopf. Faß den Kerl nicht an, sonst kriegst du auch die Pest!

Mein Bein flog hoch. Ich versetzte dem Pesttoten einen brutalen Tritt. Er ließ Mock los. Der Küster brach zusammen. Der Wiedergänger knallte hart gegen die aufgebrochene Ziegelwand.

Er ließ ein unwilliges Knurren hören. Seine toten, glanzlosen Augen starrten mich haßerfüllt an. Sein aufgequollenes Gesicht verzerrte sich. Ich sah sein gelbes Gebiß. Mehrere Zähne fehlten ihm.

Er nahm eine aggressive Haltung an.

Seine Schultern hingen nach vorn, die Arme pendelten hin und her, während seine schwieligen Finger wie Greifer auf und zuschnappten. Er wollte auch mich mit dieser entsetzlichen Krankheit anstecken, wollte auch mir die Energie nehmen.

Langsam kam er auf mich zu.

Keine Sekunde ließ ich ihn aus den Augen. Vladek wollte herbeieilen. »Bleiben Sie, wo Sie sind!« zischte ich.

Manfred Mock lag auf dem Boden und zitterte heftig. Der Schüttelfrost ließ ihn nicht los. Mir tat der Mann leid, aber ich hatte keine Möglichkeit, ihm zu helfen.

Der Pesttote griff an.

Ich steppte blitzschnell zur Seite, drehte mich dabei, riß das rechte Bein hoch und hämmerte ihm meinen Schuhabsatz in die Magengrube. Der Wiedergänger klappte in der Mitte zusammen.

Ich versetzte ihm mit der Schulter einen gewaltigen Rammstoß und erreichte, daß er umfiel.

Wieder bearbeitete ich ihn mit dem Fuß.

Diesmal traf mein Schuh seinen abstoßenden Schädel. Der Treffer war von einem knirschenden Geräusch begleitet. Eine der Pestbeulen platzte auf, und ein gelbliches Sekret rann heraus.

Ich griff zum geweihten Silberdolch, den ich im Gürtel stecken hatte.

Der Wiedergänger erhob sich.

Er breitete die Arme aus, verzichtete auf jegliche Deckung. Mit staksenden Schritten kam er auf mich zu. Er bot mir die ungeschützte Brust, schien darauf zu warten, daß ich zustach, und dann würde er seine Arme zuschnappen lassen, mich packen und mich genauso verseuchen wie den Küster.

Um einem so schrecklichen Schicksal zu entgehen, war ich höllisch auf der Hut. Wir standen einander einige Augenblicke reglos gegenüber, belauerten uns. Und dann fintierte ich.

Ich tat so, als würde ich vorspringen und meinem Gegner die Klinge des geweihten Silberdolchs in die Brust stoßen. Er reagierte sofort darauf. Seine Arme schnappten wie die Klammern einer Bärenfalle zu, aber er erwischte mich nicht, denn ich fing meinen angedeuteten Schwung sofort wieder ab, zuckte nach links und stach unter seinen

Armen mitten in sein schwarzes Herz.
Meine Hand mit dem Dolch flitzte sofort wieder zurück.
Der Pesttote zuckte heftig zusammen. Seine Augen weiteten sich in namenlosem Entsetzen. Sein scheußliches Gesicht verzerrte sich. Ein wahnsinniger Schmerz mußte durch seinen Körper rasen. Er vermochte sich nur noch wenige Augenblicke auf den Beinen zu halten. Dann brach er mit einem gurgelnden Laut zusammen.
Seine von nässenden Beulen übersäte Haut bekam Risse, klaffte an vielen Stellen auf, löste sich von den Knochen und verging.
Vor mir lag ein Skelett, dessen einzelne Knochen miteinander keine Verbindung mehr hatten.
Der Wiedergänger war erledigt.

***

Jetzt eilte Vladek Rodensky herbei. Er warf sich neben dem Küster auf die Knie. »Fassen Sie ihn nicht an!« rief ich. Die Hand des Brillenfabrikanten, die Manfred Mock berühren wollte, zuckte zurück.
Mir krampfte es das Herz zusammen, denn für mich stand fest, daß der Küster sterben würde. Und Mock wußte das auch. Unglücklich und verzweifelt blickte er uns an.
Seine Zähne schlugen hart aufeinander. Seine Lippen bebten.
Wir merkten, daß er etwas sagen wollte. Ich beugte mich über ihn. Die schreckliche Krankheit, von schwarzmagischen Kräften verstärkt, schritt grausam fort. Es erfüllte mich mit ohnmächtiger Wut, nichts für den Küster tun zu können.
»A-d-e-l-e-!« flüsterte Manfred Mock.
Selbst in der Stunde seines Todes dachte er noch an seine kranke Frau.
»Wir kümmern uns um sie«, sagte Vladek Rodensky ergriffen.
»Der Totenvogel… darf sie nicht k-r-i-e-g-e-n…«
»Bestimmt nicht.«
»Dieser Pesttote…« Es fiel dem Küster schrecklich schwer, zu sprechen. Seine Stimme versagte immer wieder. Er hatte keine Kraft mehr, konnte die Augen kaum noch offenhalten, aber er schien nicht sterben zu wollen, bevor er uns gesagt hatte, was für uns wichtig war.
»Der Pesttote…«, hauchte Manfred Mock.
»Er ist erledigt«, sagte ich.
»Er… war nicht allein…«
Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen. »Wollen Sie damit sagen, daß mehrere Wiedergänger die Grabkammer verlassen haben?« fragte ich erschrocken.
»Ja«, antwortete Mock leise. »Sie… müssen sie finden…, sonst…«
»Wie viele sind es?« fragte ich mit belegter Stimme. Die Aufregung ließ meine Stirn glänzen.

Manfred Mock wollte es mir sagen, doch die Kraft verließ ihn in diesem Moment vollends. Er sackte regelrecht in sich zusammen.

Sein Kopf drehte sich mit einem Ruck zur Seite. Er lebte nicht mehr.

Kaum war er tot, da vergingen die Pestbeulen. Sie lösten sich auf. Die Haut nahm ihre ursprüngliche Färbung wieder an und glättete sich.

In meinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell. Es gab auch noch andere Wiedergänger. Sie trieben sich irgendwo in den Katakomben herum. Ich mußte sie finden und unschädlich machen.

Alle. Wenn auch nur einer entkam, konnte das für die Stadt zur Katastrophe werden.

»Bleiben Sie bei ihm«, sagte ich zu Vladek Rodensky und hetzte los.

***

Der Brillenfabrikant war erschüttert und gebrochen. Sein Freund Manfred Mock lebte nicht mehr, und Adele lag krank zu Hause.

Beide hatten den Totenvogel gesehen. Mußte jeder sterben, dem dieses gefiederte Ungeheuer erschien? Vladek fragte sich, wie es möglich war, daß sich diese Pesttoten nach so vielen Jahren mit Fleisch an den Knochen wieder erheben konnten, und es stand für ihn außer Zweifel, daß hier schwarze Mächte ihre Hand im Spiel hatten.

Immer wieder unternahmen die Mächte der Finsternis einen grausamen Vorstoß, wollten ihren Einflußbereich erweitern, die Basis, auf der das Böse gedeihen konnte, vergrößern.

Menschen mußten laufend sterben, weil die Gier der Hölle nach Seelen unerschöpflich war, und Männer wie John Sinclair und Tony Ballard mußten immer aufs Neue ihr Leben aufs Spiel setzen, um dem Machtstreben des Bösen Einhalt zu gebieten.

Fassungslos betrachtete Vladek Rodensky seinen toten Freund.

»Warum mußte das passieren?« fragte er heiser. »Wie soll ich das deiner Frau beibringen, Manfred? Wenn ich ihr sage, daß du tot bist, bringt sie das um. Aber ich kann sie doch nicht belügen. Wenn du nicht mehr nach Hause kommst, wird sie nach dir fragen. Was sagt man ihr dann? Was?«

Er schluckte trocken.

Plötzlich ließ ihn ein knirschendes Geräusch herumfahren.

Seine Augen weiteten sich, denn im Loch der aufgebrochenen Ziegelmauer erschien ein weiterer Pesttoter!

Mit ungelenken Bewegungen kroch der gefährliche Wiedergänger durch die Öffnung. Vladek Rodensky federte hoch. Er rückte sich nervös die Brille zurecht. Das Auftauchen des Pesttoten trieb ihn hart an den Rand einer Panik. Für Sekunden wußte er nicht, was er tun sollte.

Sollte er fliehen? Oder John Sinclair zu Hilfe rufen?

Sollte er dieses Schreckenswesen angreifen?

Eine längere Berührung brachte ihm mit Sicherheit die Pest ein, dann endete er so wie Manfred Mock. Vielleicht genügte auch schon ein kurzer Hautkontakt, wer konnte das wissen?

Vladek Rodensky wich Schritt um Schritt zurück. Der Pesttote folgte ihm. Der Wiedergänger war scharf auf sein Leben, aber das sollte er nicht kriegen. Rodenskys Zungenspitze huschte über die trockenen Lippen. Der Brillenfabrikant stand unter Strom. Er hatte nicht die Nerven eines John Sinclair. Ihm ging die Begegnung mit diesem Pesttoten viel tiefer unter die Haut als dem Geisterjäger von Scotland Yard.

Drei Schritte noch bis zur gegenüberliegenden Wand.

Sobald er sie zurückgelegt hatte, konnte er nicht mehr weiter zurückweichen. Was dann?

Vladek Rodensky machte den ersten Schritt.

Der Pesttote hob die beulenbedeckten Hände. Seine langen schmutzigen Fingernägel wirkten wie Krallen. Schwarze Bartstoppeln bedeckten das häßliche Gesicht des Wiedergängers, der aufs Töten programmiert war.

Er wollte Vladeks Leben haben, und er war darauf und dran, es sich zu holen.

Der Brillenfabrikant machte den zweiten Schritt. Wo war John Sinclair? Würde der Oberinspektor ihn hören, wenn er lauthals um Hilfe brüllte? Oder hatte John die Katakomben verlassen? Auch das war möglich. Er brauchte nur eine entsprechende Spur entdeckt zu haben.

Der dritte Schritt…

Vladek Rodensky stieß mit dem Rücken gegen die feuchte Wand. Er zuckte heftig zusammen. Der Wiedergänger griente diabolisch. Er war sich seines Opfers sicher.

Vladek suchte nervös nach einem Ausweg.

Verrückterweise hatte ihn das Erscheinen des Pesttoten so sehr geschockt, daß er völlig die Mauser Pistole vergessen hatte 9 mm, Modell HSc -, die in seiner Schulterhalfter steckte.

Seit Manfred Mock ihm von dem unheimlichen schwarzen Vogel erzählt hatte, trug der Brillenfabrikant die Waffe, die mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Jetzt erst kam sie ihm in den Sinn.

Vielleicht schon zu spät, denn in diesem Moment schlug der Wiedergänger mit der Faust zu. Vladek wischte mit den Schulterblättern nach rechts über die Mauer weg.

Der Faustschlag verfehlte ihn nur knapp. Er raffte all seinen Mut zusammen und wuchtete sich mit dem Körper gegen den Pesttoten, der einen penetranten Gestank verströmte.

Die Wucht des Zusammenpralls drehte den Wiedergänger herum. Er

schwankte, und für einen Augenblick sah es so aus, als würde er das Gleichgewicht verlieren, aber er ruderte mit den Armen durch die Luft und fing sich.

Diese wertvollen Sekunden nützte Vladek Rodensky für sich.

Seine Hand stieß ins Jackett.

Er riß die Mauser aus der Schulterhalfter und entsicherte sie.

Der Untote sah die Waffe, kümmerte sich jedoch nicht darum.

Gewöhnliche Kugeln konnten ihm nichts anhaben, und daß die Mauser mit geweihtem Silber geladen war, konnte der Wiedergänger nicht wissen.

Unbekümmert griff der Höllenfeind an.

Er tappte auf Vladek Rodensky zu.

Der Brillenfabrikant richtete seine Waffe auf den Pesttoten und zog blitzartig den Stecher durch. Mit einem peitschenden Knall entlud sich die Pistole. Eine lange Feuerzunge leckte aus dem Lauf.

Das geweihte Silberprojektil wuchtete in die Brust des Wiedergängers, stieß ihn weit zurück und warf ihn zu Boden, wo sein pestverseuchter Körper noch in derselben Sekunde verging. Nur die Knochen blieben übrig.

***

Inspektor Gotthard Fuchs von der Kriminalpolizei stippte eine Zigarette aus der Packung, klemmte sich das Filterstück zwischen die regelmäßigen Zähne und brannte sich das Stäbchen mit einer knappen Bewegung an. Das Gasfeuerzeug legte er danach vor sich auf den Schreibtisch.

Fuchs war ein mittelgroßer muskulöser Mann mit wulstigen Lippen, dunklen Plüschaugen und eingeschlagenem Nasenbein. Ein Andenken an einen gefährlichen Zuhälter, den Fuchs vor acht Jahren aus seiner Wohnung holen mußte.

Heute ließ dieser Ganove in Hamburg für sich anschaffen, und angeblich schwamm er in Geld.

Auf dem Besucherstuhl saß Felix Emo, der ihm soeben vom Schicksal seiner Freundin Sylvia Fast erzählt hatte.

Fuchs nickte bedächtig und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher sickern. »Sieht fast nach einer Epidemie aus«, sagte er ernst.

Emo schüttelte energisch den Kopf. »Das hat nichts mit einer Epidemie zu tun, Inspektor. Da treibt ein Wahnsinniger sein Unwesen. Mit Sylvia sind ihm schon drei Menschen zum Opfer gefallen.«

»Sieben«, korrigierte Inspektor Fuchs.

»Sieben?« fragte Felix Emo verblüfft.

»Wir gehen der Sache so gewissenhaft wie möglich nach. Bei allen Opfern stellten wir die gleiche Verletzung fest. Ihre Brust war geöffnet worden. Doch unser Arzt kann uns nicht sagen, mit was für einem

Gegenstand das geschehen ist. Bisher wurden immer nur kranke Menschen vom Leben zum Tod befördert, aber das schließt nicht aus, daß die Mordserie auch auf gesunde Menschen übergreift.«

»Sie rechnen mit weiteren Morden?«

»Tja, leider.«

Emo blickte den Inspektor entrüstet an. »Sie sagen einfach leider, und damit hat es sich? Das darf es doch nicht geben!«

»Glauben Sie mir, wir tun alles in unserer Macht Stehende. Eine Menge Sicherheitsbeamte bearbeiten diese mysteriösen Mordfälle, aber wir kommen in dieser Angelegenheit nicht vorwärts. Der Täter schlägt stets blitzschnell und unerwartet zu. In einer Stadt mit eins Komma fünf Millionen Einwohnern kann der Täter jederzeit untertauchen.«

Felix Emo blies seinen Brustkorb auf. »Dafür bezahlt man nun Steuern, daß man nicht einmal gefahrlos in dieser Stadt leben kann!«

»Seien Sie nicht ungerecht, Herr Emo. Wir tun, was wir können.«

»Das ist nicht genug. Ich bin sicher, Sie beschreiten die alten, ausgetretenen Wege, weil das bequemer für Sie und Ihre Kollegen ist. Warum geben Sie Ihrer Arbeit nicht neue Impulse, die zielführender sind?«

»Ich sehe, Sie haben keine Ahnung von unserer Arbeit«, sagte Inspektor Fuchs verstimmt. »Für Außenstehende ist es immer leicht, zu kritisieren. Denken Sie, bei der Polizei sind lauter Idioten, die den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen und nichts für das Geld der Steuerzahler tun?«

»Zu wenig! Ihr tut zu wenig!« schrie Emo aufgebracht.

»Das sagen Sie, weil die Sache Sie persönlich betrifft. Wenn das nicht der Fall wäre, würden Sie ganz anders reden.«

Emo schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Ich werde euch zeigen, wie man einen solchen Fall löst.«

»Lassen Sie lieber die Finger davon, Sie sind kein Profi.«

»Nein!« sagte Emo zornig und erhob sich. »Ich bin kein Profi, und gerade deshalb werde ich herausfinden, wer meine Freundin umgebracht hat! Guten Tag, Inspektor Fuchs!«

Der junge Mann wandte sich um und biß die Zähne zusammen.

Ein heftiger Schmerz glühte in seiner Hüfte, aber er humpelte nicht, als er das Büro des Inspektors verließ. Erst draußen auf dem Gang ging er etwas steif.

Schlecht gelaunt verließ er das Polizeigebäude. Er ging ein Stück die Roßerauer Lände entlang und erreichte zehn Minuten später die Berggasse, in der er wie früher Sigmund Freud wohnte.

Durch eine düstere Einfahrt gelangte er in einen trostlosen Hinterhof.

Plötzlich war ihm, als würde ihn jemand beobachten. Er fühlte sich so intensiv angestarrt, daß er sich einfach umdrehen mußte.

Da schwebte etwas durch die Luft. Groß, schwarz, gefiedert. Ein riesiger Vogel mit weit ausgespannten Flügeln. Mit großer Geschwindigkeit flog das Tier auf ihn zu, und Felix Emo wußte mit einemmal: Es wird dich töten!

***

Kreuz und quer rannte ich durch die Katakomben. Ich gelangte in Gänge und Kammern, die die Besucher nie zu sehen bekamen.

Ich hängte die Sperrketten ab und hastete in die Dunkelheit hinein, jederzeit gewärtig, von einem oder gleich mehreren Pesttoten angegriffen zu werden.

Vor meinem geistigen Auge starb Manfred Mock immer wieder.

Das machte mich rasend, denn so, wie dieser Mann gestorben war, würden noch viele andere Menschen ihr Leben verlieren, wenn es mir nicht gelang, die gefährlichen Wiedergänger unschädlich zu machen.

Tastend eilte ich durch einen finsteren Gang.

Beinahe wäre ich gegen eine Wand gelaufen.

Hier ging es nicht mehr weiter. Ich mußte umdrehen. Kaum hatte ich auf den Hacken kehrtgemacht, da hörte ich das Schußecho. Vladek! schoß es mir durch den Kopf, und ich rannte mit langen Sätzen zurück. Auf Anhieb fand ich die richtige Richtung nicht. Ich mußte zweimal umkehren. Ein Labyrinth war das. Endlich war ich auf dem richtigen Weg.

Ich erreichte Vladek Rodensky, der bleich vor einem zweiten Skelett stand, das auf dem Boden lag.

»Was ist passiert?« fragte ich ihn keuchend.

»Da kam noch einer aus der Totenkammer.« Er wies auf die Öffnung. Ich ging hin und blickte in die Grabkammer. Nichts regte sich. Nur die Skelette unzähliger Pesttoter lagen darin unordentlich übereinander.

Welcher Teufel mochte einige von ihnen zum Leben erweckt haben?

Schnelle Schritte.

Augenblicke später erreichte uns der Mann, der die Führungen durchführte. Er blickte uns gehetzt an. Seine Augen streiften die beiden Skelette, die auf dem Boden lagen, und blieben dann an Manfred Mock hängen.

»Mein Gott, wer hat geschossen? Was ist passiert? Was ist mit Mock? Ist er tot?«

Der Mann sah das Loch in der Ziegelmauer und wollte verdattert wissen, wer das gemacht hatte. Ich brachte ihm so schonend wie möglich bei, was geschehen war.

Er lehnte sich überwältigt an die Wand und fuhr sich mit einer nervösen Bewegung über die Augen. Als ich erwähnte, daß einige Pesttote die Zahl war uns nicht bekannt es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit geschafft hatten, die Katakomben zu

verlassen, biß sich der Mann vor Schreck in die Faust.
Sobald er seinen Schock überwunden hatte, führte er mich durch sämtliche unterirdische Gänge und Räume, die es gab. In den meisten war ich schon gewesen.
Wir fanden keine Spur von den Wiedergängern und kehrten beunruhigt zu Vladek Rodensky zurück. Jetzt tickte eine gefährliche Zeitbombe, die jeden Moment hochgehen konnte.
Und wir wußten nicht wo und wann. Das war kein schönes Gefühl, bei Gott nicht.

***

Der Totenvogel griff an.
Felix Emo riß die Arme hoch. Das riesige Tier erreichte ihn. Da er gesundheitlich nicht auf der Höhe war, konnte er den gefährlichen Angreifer nur ungeschickt abwehren. Der gefiederte Körper rammte ihn mehrere Meter zurück. Beinahe wäre Emo gefallen.
Er schlug mit seinen Fäusten nach dem Vogel, konnte von seiner Umgebung fast nichts sehen, denn alles verschwand hinter dem ständigen Flattern der schwarzen Schwingen.
Krallenbewehrte Fänge streckten sich dem jungen Mann entgegen. Sie packten hart und schmerzhaft zu, bohrten sich nicht nur in Emos Kleider, sondern auch in sein Fleisch.
Wie Dolche schnitten sie in seinen Körper und rissen ihm tiefe Wunden.
Emo versuchte verzweifelt, die Flucht zu ergreifen. Die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Körper. Er blutete aus mehreren schmerzhaften Wunden. Vom Unfall geschwächt, vermochte er sich den ungestümen Angriffen des gefährlichen Totenvogels nicht zu widersetzen.
Er versuchte eine Entlastungsattacke, um Luft zu bekommen.
Alle Kraft nahm er zusammen und warf sich dem Schreckensvogel entgegen. Er stieß die gefiederte Bestie nach oben, tauchte unter ihren Fängen weg und lief auf die offene Tür zu, die ins Treppenhaus führte.
In seiner Wohnung würde er vor diesem Biest sicher sein dachte er.
Aber der Totenvogel ließ ihn nicht bis dorthin kommen. Das Höllenwesen drehte sich. Mit dem schweren Flügel schlug es nach Felix Emo. Der junge Mann verlor die Balance und fiel auf die Granitplatten, mit denen der Hinterhof ausgelegt war.
Sein Blut war auf vielen Steinen zu sehen.
Das fliegende Monster senkte sich auf ihn herab. Plötzlich wußte er, daß Sylvia ein ähnliches Ende genommen hatte, und ihm war mit einemmal auch klar, womit die Brust seiner Freundin aufgebrochen worden war.
Mit diesem gewaltigen Schnabel war es geschehen, den der

Totenvogel soeben senkte. Emos Selbsterhaltungstrieb ließ es nicht zu, daß er resignierte. Mit der Faust traf er den Schädel des gefiederten Killers. Gleichzeitig rollte er blitzschnell zur Seite, und so kam er noch einmal davon.

Die Schmerzen wollten ihn niederzwingen, aber er kämpfte tapfer dagegen an, preßte die Kiefer aufeinander und quälte sich hoch. Vier, fünf Schritte. Die rettende Tür rückte näher.

Felix Emo hoffte, diese schrecklichen Attacken des Totenvogels zu überleben. Die gefiederte Bestie mußte irgendwie erfahren haben, daß er, Emo, Jagd auf sie zu machen gedachte. Oder war sie allwissend?

Noch einen Schritt.

Da schlitzten die Krallen des fliegenden Teufels den Rücken des Jacketts völlig auf. Der Stoff flog dem jungen Mann um den Kopf.

Schon wieder waren die schwarzen Schwingen über ihm. Das Tier schlug ihm die Krallen in die Schultern.

Felix Emo stieß einen markerschütternden Schrei aus.

Er brüllte um Hilfe, während der Totenvogel ihn niederdrückte.

An einigen Fenstern erschienen Menschen. Sie bekamen den letzten Akt des Dramas vollinhaltlich mit.

»Polizei!« schrie jemand mit schriller Stimme. »Ruft die Polizei an!«

Emo konnte sich dem gewaltigen Druck des Riesenvogels nicht widersetzen. Das Tier preßte ihn mit seinem Körpergewicht nach unten. Emo ging in die Knie. Sein Gesicht war von der enormen Anstrengung verzerrt und gerötet. Fingerdick glänzte der Schweiß darauf.

»Hiiilfeee!« schrie er. Gleichzeitig aber wußte er, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Er hatte verloren.

Eine Schmerzwelle überflutete ihn, als er auf die Granitplatten fiel. Der gnadenlose Totenvogel drehte ihn gewaltsam um. Ein trüber Schleier legte sich über Felix Emos Augen.

Er hätte auf Dr. Fochler hören und noch im Krankenhaus bleiben sollen. Jetzt wußte er, daß es ein Fehler gewesen war, die Klinik auf eigene Verantwortung zu verlassen, doch er hatte keine Möglichkeit mehr, diesen Fehler zu korrigieren.

Der schwere Totenvogel saß auf ihm. Ein triumphierendes Krächzen war das Letzte, was Felix Emo hörte. Dann stieß der gnadenlose Vogel mit seinem schrecklichen Schnabel zu und riß Emo die Seele aus dem Leib, denn mit ihrer Hilfe konnte ein weiterer Pesttoter zu neuem Leben erweckt werden.

***

Sobald die Seele dem Totenvogel gehörte, hob er sich mit kraftvollen Flügelschlägen in die Lüfte. Niemand konnte verhindern, daß er verschwand, aber zum erstenmal hatten Menschen mit angesehen, wie

er grausam gemordet hatte.
Diese Meldung wurde unverzüglich an Inspektor Fuchs weitergeleitet. Der Beamte knallte den Hörer auf die Gabel und sprang auf. Ein Teil des Rätsels war gelöst. Es war nun bekannt, wer die schrecklichen Morde verübte. Aber Gotthard Fuchs hatte keine Ahnung, woher dieser Schreckensvogel kam, und er wußte auch nicht, wie er ihn bekämpfen sollte.
Er stieß die Tür zu einem Nebenraum auf. »Strobl!«
Sein Assistent war sofort zur Stelle. »Ja, bitte?«
»Emo ist tot.«
Der Assistent blickte seinen Vorgesetzten verblüfft an. Er selbst hatte Felix Emo vor einer halben Stunde erst zum Inspektor geführt.
»Was ist ihm zugestoßen?« fragte er.
»Emo wollte diese mysteriösen Mordfälle aufklären. Aber ehe er damit noch beginnen konnte, mußte er diesen Entschluß bereits mit dem Leben bezahlen.« Fuchs berichtete dem Assistenten, auf welche schreckliche Weise der junge Mann sein Leben verloren hatte. Dann verlangte der Inspektor: »Besorgen Sie einen Wagen. Wir fahren zum Tatort.«
»Ist gut«, sagte Peter Strobl, eilte zum Telefon und sprach mit dem zuständigen Kollegen.

***

Während die beiden Polizeibeamten dann zur Berggasse unterwegs waren, flog der schwarze Totenvogel mit der erbeuteten Seele majestätisch über die Dächer Wiens.
Er wurde immer dreister. Bis jetzt hatte er so unauffällig wie möglich operiert. Er hatte aus der Dunkelheit heraus zugeschlagen und war gleich wieder verschwunden.
Doch nun wollte er sich nicht mehr verstecken. Das Böse war unaufhaltsam auf dem Vormarsch. Einige Pesttote lebten bereits, und es würden in den nächsten Tagen und Wochen immer mehr werden.
Niemand würde das verhindern können. Auch nicht der Geisterjäger John Sinclair, der eigens deshalb nach Wien gekommen war. Der Yard-Mann würde hier endlich einmal Schiffbruch erleiden. Er würde diesen Fall nicht erfolgreich abschließen, dafür wollte der Totenvogel sorgen.
Es gab Mittel und Wege, um auch einen John Sinclair, der auf eine große Erfahrung im Kampf gegen die Höllenmächte zurückblicken konnte, fertigzumachen. Diesmal sollte dem Engländer kein Sieg mehr beschieden sein.
Er würde die erste schlimme Niederlage in seiner beispiellosen Karriere einstecken müssen. Eine Niederlage, die mit John Sinclairs Tod enden sollte. Auch seine Seele würde einen Pesttoten aus dem

Jenseits zurückholen.

Der Totenvogel krächzte laut. Menschen sahen ihn und erschraken.

Die Herrschaft des Grauens war angebrochen.

***

Der Katakombenführer hieß Walter Riehs. Seit er wußte, was in seinem »Reich« lief, war er völlig aus dem Häuschen. Ich konnte das verstehen. Auch mir war ziemlich mulmig zumute.

Pesttote unterwegs in Wien!

Wir hatten gesehen, wozu sie in der Lage waren. Wen sie anfaßten, der starb an dieser furchtbaren Seuche. Aber er siechte nicht langsam dahin, sondern es ging sehr schnell mit ihm zu Ende.

Dahinter steckte die verdammte schwarze Magie, die alles Schlechte und Böse verstärkte.

Riehs blickte mich beunruhigt an. »Was ist jetzt zu tun, Herr Sinclair?«

Ich wies auf die aufgebrochene Mauer. »Sorgen Sie dafür, daß das Loch so bald wie möglich wieder geschlossen wird.«

»Befürchten Sie, es könnten weitere Pesttote aus dieser Grabkammer steigen?«

»Ja.«

»Aber dann werden sie die Mauer selbst wenn das Loch geschlossen wurde wieder aufbrechen.«

»Nicht, wenn man die Wand von oben bis unten mit Weihwasser besprengt. Dann kommt hier kein Untoter mehr durch.«

»Mein Gott, das ist alles so schrecklich. Es ist geradezu unvorstellbar für mich. Wie ist es möglich, daß sich diese Toten wieder erheben?«

»Mit schwarzer Magie erreicht man so ziemlich alles.«

»Wer setzt die ein?« fragte Walter Riehs.

Der Mann, der mich im Hilton anrief und mir riet, gleich wieder abzureisen, dachte ich. Wer das war und wo man ihn finden konnte, entzog sich im Augenblick noch meiner Kenntnis. Ich konnte nur hoffen, dem Verantwortlichen für diesen Horror so bald wie möglich zu begegnen, um ihm das Handwerk legen zu können.

Er schien sich eine Armee von Untoten aufbauen zu wollen, und ich vermutete, daß auch der Totenvogel zu seinem Gefolge gehörte. Es würde nicht leicht sein, sie alle unschädlich zu machen, aber es mußte mir gelingen, sonst stand es schlecht um diese Stadt.

In den Katakomben gab es für Vladek Rodensky und mich nichts mehr zu tun. Wir mußten versuchen, die Spur der Wiedergänger zu finden, deshalb verließen wir das unterirdische Labyrinth der Toten.

Als wir auf den Domplatz gelangten, stand die rothaarige Frau, die ihre Handtasche vergessen hatte, immer noch neben dem Katakombenaufgang. Sie schaute Vladek und mich nervös an.

»Wer hat dort unten geschossen? Was ist passiert?«

»Es ist alles in Ordnung«, sagte der Brillenfabrikant. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Meine Handtasche…«

»Herr Riehs wird sie Ihnen bringen.«

Wir gingen in Richtung Haupttor des großen Domes. Als wir um die Ecke bogen, hörten wir aufgeregte Rufe. Passanten, die die Fußgängerzone bevölkerten, scharten sich zusammen.

Alle blickten nach oben. Wir auch.

Und da sahen wir ihn, den großen unheimlichen Vogel. Er kam vom Graben her, hatte die Pestsäule überflogen und strebte dem Stephansdom zu. Weit waren seine Schwingen ausgespannt. Nun hielt er sie still, segelte auf den Kirchturm zu. Ich hatte so einen Vogel noch nie gesehen.

»Beängstigend«, sagte Vladek Rodensky neben mir.

Wie gelähmt standen die Menschen da und schauten dem großen schwarzen Vogel nach. Er sank allmählich tiefer. Sein schwarzes Gefieder glänzte im Licht der Sonne.

Ein paar Sekunden war er nur noch zu sehen. Eine Bedrohung für die Menschen in dieser Stadt. Ein Mahnmal des Bösen. Ein Abgesandter der Hölle. Er verschwand hinter dem Kirchturm und kam nicht mehr zum Vorschein. Ich nahm an, daß er hinter dem Turm gelandet war.

Manfred Mock hatte das unheimliche Tier aus einer düsteren Nische aufsteigen gesehen. Dorthin wollte ich mich begeben. Vladek Rodensky begleitete mich. Während die Passanten verdattert umherstanden und aufgeregt durcheinanderredeten, handelten wir.

Wir rannten am Kircheneingang vorbei, erreichten die Seitenfront des Domes und liefen diese bis zu jener Nische entlang. Ein eigenartiges Prickeln durchlief mich. Würde es uns gelingen, den Totenvogel zu erwischen?

Da war die Nische.

Ich langte als erster bei ihr an. Eine Bewegung! Ich griff sofort zu meiner Silberkugel-Beretta, zog sie aus der Schulterhalfter und entsicherte sie. Sollte der Totenvogel die Absicht haben, uns anzugreifen, wollte ich ihm keine Chance lassen.

Jemand löste sich aus dem Nischenschatten.

Ein Mann. Groß, breitschultrig, ernst. Als er die Waffe in meiner Hand sah, erschrak er. Sein beunruhigter Blick pendelte zwischen Vladek Rodensky und mir hin und her.

»Himmel…!«

»Keine Angst, wir wollen Ihnen nichts tun«, sagte ich.

Er starrte entgeistert auf meine Pistole. Ich ließ sie sinken.

»Was tun Sie hier?« fragte Vladek Rodensky.

»Ich kann die Sonne nicht so gut vertragen, deshalb ruhte ich mich

im Schatten ein bißchen aus.«
»Wie lange?«
»Etwa zehn Minuten.«
»Ist Ihnen etwas aufgefallen?«
»Nein. Was hätte mir auffallen sollen?«
»Ein großer schwarzer Vogel. Er muß hier irgendwo gelandet sein.«
Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen Vogel gesehen.« Er musterte uns mißtrauisch. »Sind Sie wirklich hinter einem Riesenvogel her?«
»Allerdings«, sagte der Brillenfabrikant.
»Darf ich mich Ihnen anschließen? Mein Name ist Katt. Zacharias Katt.«
Ich wollte ablehnen. Wir konnten Katt nicht brauchen. Er war zwar groß und kräftig, aber er hätte verloren, wenn es zum Kampf mit dem Totenvogel gekommen wäre, denn er besaß keine wirksamen Waffen gegen ihn.
Bevor ich Katt jedoch sagen konnte, er solle lieber zusehen, von hier wegzukommen, kam ein verstörter Mann angekeucht. Panik glitzerte in seinen Augen. Er rannte, als wäre der Teufel hinter seiner Seele her.
»O Gott!« schrie er immer wieder. »O mein Gott!«
Vladek Rodensky trat ihm in den Weg und hielt ihn auf. Der Mann blickte ihn verdattert an. »Gehen Sie mir aus dem Weg! Ich bleibe hier nicht!«
»Was ist los? Was hat Sie so sehr entsetzt?« wollte der Brillenfabrikant wissen.
»Pesttote!« schrie der Mann heiser. »Pesttote sind den Katakomben entstiegen!« Er stieß Vladek Rodensky beiseite und rannte bestürzt weiter.

***

Iris Jure war Grafikerin von Beruf. Eine selbständige junge Frau, blond und blauäugig, trotz ihrer fünfunddreißig Jahre immer noch gut gebaut, attraktiv und begehrenswert.
Sie achtete auf ihre Linie und ihr gutes Aussehen, betrieb regelmäßig Sport und suchte einmal im Monat einen bekannten Schönheitssalon auf. Es gab viele Männer, die ihr den Hof machten.
Einer davon war Robert Meisel, ein gutaussehender schwarzhaariger Typ mit blitzweißen Zähnen und einem strahlenden Lächeln, dem Frauen aller Altersklassen erlagen.
Iris Jure war zu ihm unterwegs, und sie war nervös, denn sie wollte sich mit ihm in einer Pizzeria nahe dem Stephansdom zu einer letzten Aussprache treffen.
Vor fünf Jahren hatte sie ihn auf einer Party kennengelernt. Sie war damals frisch geschieden gewesen und hatte wie eine Löwin um ihre

beiden Kinder einen Jungen und ein Mädchen gekämpft.

Nach langem war sie wieder einmal unter Menschen gegangen.

Die Scheidung hatte sie unsicher und verletzbar gemacht, und sie hatte von Männern nichts mehr wissen wollen.

Robert Meisel war ihr vorgestellt worden. Sie hatte sich mit ihm gut unterhalten, als er aber gebeten hatte, sie wiedersehen zu dürfen, hatte sie abgelehnt.

Doch Robert war hartnäckig gewesen. Er hatte sie zu Hause und im Büro immer wieder angerufen, und als er sie in einer schwachen Stunde erwischte, hatte sie einem Rendezvous zugestimmt.

Einen Monat später waren sie zusammengezogen und hatten versucht, so etwas wie ein Familienleben zu führen, doch Robert kam mit den Kindern nicht klar. Vor allem der Junge, der unter der Trennung von seinem Vater immer noch litt, war frech zu Robert, und als dieser ihn deshalb verprügelte, kam es zum ersten Riß zwischen ihm und Iris, denn sie stand auf dem Standpunkt, wer sie liebe, der müsse auch ihre Kinder lieben.

In den nächsten beiden Jahren war das Zusammenleben recht wechselhaft. Manchmal klappte es einigermaßen, dann gab es wieder schwere Differenzen, und Iris Jure stand jedesmal zwischen Robert und den Kindern.

Auf die Dauer hielt sie das nicht aus. Es gab unschöne Szenen.

Robert verlangte, daß die Kinder in ein Internat kamen. Dagegen wehrte sich Iris aber, und so starb die neue Liebe zwischen ihnen von Tag zu Tag ein bißchen mehr. Bis nichts mehr davon übrigblieb.

Sie lebten nur noch nebeneinander, waren nicht verheiratet, und Robert hatte auch nie die Absicht, Iris zur Ehefrau zu nehmen. Es kam immer häufiger vor, daß er über Nacht wegblieb, und sie erfuhr, daß er sie laufend betrog.

Das veranlaßte sie vor einem halben Jahr, als sie depressiv und mit den Nerven ziemlich herunter war, sich in ein kurzes, heftiges Abenteuer mit einem Rechtsanwalt zu stürzen.

Robert erfuhr davon, machte ihr eine fürchterliche Szene und verdrosch sie so arg, daß sie den Hausarzt anrufen mußte. Das war das Ende ihrer Beziehung. Iris warf Robert hinaus und hörte etliche Wochen nichts mehr von ihm. Dann kamen Ansichtskarten aus Madrid und Paris.

Schließlich ein Brief in der vergangenen Woche, in dem Robert schrieb, daß er ohne Iris nicht leben könne, daß er sie heiraten wolle, daß er seine Einstellung ihren Kindern gegenüber geändert habe. Er kündigte an, sie in den nächsten Tagen anzurufen, und das hatte er heute auch getan.

Sie hatte ihm gesagt, es hätte keinen Zweck, daß sie sich noch einmal trafen, aber er hatte nicht lockergelassen, und nun saß sie im Fond

dieses Taxis und war zu ihm unterwegs, um ihm ins Gesicht zu sagen, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollte.

Sie war sicher, daß sie nicht umfallen würde, denn nach diesem zweiten Scheitern hatte sie endgültig genug von den Männern.

Jedenfalls für die nächste Zukunft.

Das Taxi hielt an. Iris Jure bezahlte den Fahrpreis und stieg aus.

Sie trug ein weißes, durchscheinendes Sommerkleid, freizügig ausgeschnitten, ohne BH. Ihre Brüste waren fest und wohlgeformt.

Das Taxi fuhr weiter. Iris' Blick war auf die milchigen Glaskugeln gerichtet, die über den Fenstern und dem Eingang der Pizzeria hingen. Sie atmete tief durch und marschierte dann entschlossen los. Es würde nicht leicht werden, aber sie war entschlossen, es durchzustehen.

Robert saß an einem der Tische. Unverschämt braungebrannt, gutaussehend, ein Traummann. Er rauchte und hatte ein Glas Mineralwasser vor sich stehen. Als Iris Jure eintrat, erhob er sich und lächelte verkrampft. Auch er war nervös.

Sie stand vor ihm und blickte ihm in die dunklen Augen. »Guten Tag, Robert.«

»Du siehst bezaubernd aus, Iris.«

Sie setzte sich. Er rückte ihr den Stuhl zurecht und nahm ebenfalls Platz. Weder sie noch er wußte, wie das Gespräch weitergehen sollte. Es freute Iris, feststellen zu können, daß sie sich zu Robert nicht mehr hingezogen fühlte. Sie hatte kein Verlangen mehr nach ihm. Er war nichts mehr weiter als ein guter alter Bekannter.

»Wie geht es dir?« fragte er.

»Gut.«

»Und den Kindern?«

»Auch gut.«

»Ich würde sie gern wiedersehen.«

»Lieber nicht. Was machst du immer?«

»Ich war viel unterwegs. Ich habe versucht, dich zu vergessen, aber ich hab's nicht geschafft. Je länger ich von dir getrennt war, desto mehr habe ich darunter gelitten.« Er beugte sich vor und legte seine Hand auf ihren Arm.

»Laß es uns noch einmal miteinander versuchen, Iris. Ich habe mich geändert. Ich werde mich zusammennehmen. Wir wollen auch nicht mehr bloß zusammenleben, sondern heiraten, wie es sich gehört.«

Ein bedauerndes Lächeln huschte über ihr hübsches Gesicht.

»Zu spät, Robert. Was zwischen uns zerbrochen ist, läßt sich nicht mehr reparieren.«

Seine Brauen zogen sich unmutig zusammen. »Gibt es schon einen anderen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Robert. Es wird nicht so bald wieder einen Mann in meinem Leben geben. Ich brauche jetzt sehr viel Zeit,

um mich zu erholen, mich zu sammeln, zu mir selbst zu finden. Es war manchmal sehr schön mit dir. Es gab zwischen uns aber auch viele häßliche Dinge, die ich nicht so bald vergessen werde.«

»Es wird alles anders werden«, bedrängte Robert Meisel sie.

»Wir können miteinander sehr glücklich werden, Iris. Mit ein bißchen guten Willen von beiden Seiten…«

»An meinem guten Willen hat es nie gemangelt.«

»Das weiß ich, und ich hatte genügend Zeit, über meine Fehler nachzudenken. Ich liebe dich, Iris. Ich werde dich immer lieben.«

Er hätte ihr noch so vieles zu sagen gehabt, doch ihre Aussprache endete mit einem fürchterlichen Paukenschlag.

Ein Gast, der neben der Tür saß, stieß plötzlich einen entsetzten Schrei aus, und dann war der Teufel in der Pizzeria los, denn sie wurde von mehreren Pesttoten gestürmt!

***

Kreischen, Panik, Hysterie!

Die Leute sprangen auf. Tische und Stühle fielen um. Gläser mit Getränken zerschellten auf dem Boden. Speisen klatschten dazwischen. Da lag eine Pizza, dort Spaghetti, hier Cannelloni…

Alle Gäste drängten zurück. Auch Robert und Iris schnellten hoch. Ein Mann rempelte Iris zur Seite. Sie glitt auf einer Portion Lasagne aus und fiel. Während des Fallens spreizte sie die Arme ab und riß einen Tisch um, an den sie sich klammerte.

Robert Meisel wich mit den anderen Gästen verstört zurück. Iris Jure lag auf dem Boden. Allein. Niemand wagte ihr beizustehen.

Die Wiedergänger näherten sich ihr.

Iris wollte aufspringen, glitt erneut aus, fiel noch einmal. Einer der Untoten hatte sie schon fast erreicht. Iris starrte ihn entgeistert an. Ihr war klar, daß dieser schreckliche Kerl sie umbringen wollte.

Wo war Robert? Wenn er sie wirklich so liebte, wie er sagte, warum stand er ihr dann nicht bei? Der Pesttote blieb vor Iris Jure stehen. Er bleckte die Zähne, beugte sich vor, streckte die Hand nach der blonden Frau aus.

Sie schrie, drehte sich zur Seite. Die knotigen Finger des Wiedergängers krallten sich in ihr Kleid. Sie warf sich nach vorn. Der Stoff zerriß mit einem häßlichen Ratschen.

Endlich kam Iris Jure auf die Beine. Ihr Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Mit beiden Händen packte sie einen Stuhl, schwang ihn hoch und schlug aus der Drehung damit nach dem übelriechenden Untoten.

Sie traf seinen widerlichen Schädel. Er stolperte zur Seite. Iris rammte ihm die Stuhlbeine gegen die Brust. Er packte die Sitzgelegenheit mit beiden Händen und wollte sie ihr entreißen.

Verbissen kämpfte sie mit dem Scheußlichen, während die anderen Untoten auseinanderfächerten, um über die Gäste herzufallen, die sich im Hintergrund der Pizzeria zusammendrängten.

Das nackte Grauen prägte sich in die verstörten Gesichter der Menschen, zwischen die Robert Meisel eingeklemmt war. Er eignete sich zu vielem, war ein guter Geschäftsmann, bildete sich ein, ein hervorragender Liebhaber zu sein, aber ein Held war er noch nie gewesen.

Er sah zwar, wie Iris verzweifelt mit dem Wiedergänger um ihr Leben kämpfte, aber er brachte nicht den Mut auf, ihr zu Hilfe zu eilen, obwohl das seine Pflicht gewesen wäre.

Er zitterte vor Angst und suchte nervös nach einem Ausweg aus dieser entsetzlichen Lage, und er war froh, daß vor ihm noch andere standen, daß er nicht an vorderster Front stand, denn diesen Horror hätte er wohl nicht überlebt.

Die Pesttoten griffen an. Ihre Opfer versuchten vor ihnen zurückzuweichen, aber es war kein Platz dazu. Jeder versuchte sich dem Zugriff der Untoten zu entziehen.

Niemand wollte sich von den pestzerfressenen Fingern der Wiedergänger anfassen lassen. Man schleuderte den Schreckensgestalten alles mögliche entgegen. Teller, Gläser, Flaschen. Viele Wurfgeschosse trafen. Einige verfehlten ihr Ziel und zertrümmerten Lampen und Spiegel.

Die Verwüstung der Pizzeria schritt unaufhaltsam fort. Mit Tritten beförderten die Menschen die Pesttoten von sich. Ständig wurde geschrien. Es war ein Inferno.

Iris Jure kämpfte immer noch mit dem Wiedergänger. Er zog den Stuhl an sich und drückte ihn zur Seite. Nun war er der jungen Frau bedrohlich nahe. Es hatte den Anschein, als wäre sie verloren. Und niemand kam ihr zu Hilfe!

***

Vladek Rodensky und ich starteten. Wir mußten uns den Pesttoten entgegenwerfen. Zacharias Katt folgte uns. Wir beachteten ihn nicht. Er schien beweisen zu wollen, daß er ein mutiger Mann war. Aber Mut allein nützt im Kampf gegen die Abgesandten der Hölle nichts. Man braucht vor allem die richtigen Waffen, wenn man sie besiegen will. Ich habe schon viele mutige Männer sterben sehen, die die Gefahr unterschätzt und sich zuviel zugetraut hatten.

Verdammt, der Totenvogel und die Pesttoten hielten uns ganz schön in Atem.

Wir sahen die Wiedergänger nicht, hörten aber hysterische Schreie und rannten darauf zu, denn diese Richtung konnte nicht falsch sein. Männer und Frauen standen verdattert da.

Alle blickten in dieselbe Richtung.

Ich bog als erster um die Ecke. Vladek folgte mir. Hinter ihm rannte Zacharias Katt, der sich nicht abhängen lassen wollte. Ich hörte Glas klirren, und immer wieder Menschen in wahnsinniger Angst schreien. Mit der Beretta in der Faust erreichte ich den Eingang der Pizzeria. Furchtbare Szenen spielten sich darin ab. Das Lokal war ein Trümmerfeld. Männer und Frauen wehrten die Angriffe von sechs widerlichen Untoten ab. Eine blonde Frau wehrte sich verzweifelt gegen einen Pesttoten, der in diesem Moment den Stuhl, den sie mit beiden Händen umklammert hielt, kraftvoll zur Seite drückte.

Gleich würde ihr der Wiedergänger an die Kehle fahren.

Mir trat der Schweiß auf die Stirn.

Ich katapultierte mich durch die offene Tür in die Pizzeria, trat auf einen glitschigen Fladen und schlitterte auf das Pestmonster zu. Der Untote ließ den Stuhl los, um die blonde Frau mit seiner tödlichen Krankheit anzustecken, doch bevor er sie packen konnte, war ich bei ihm.

Mein Stoß beförderte ihn erst einmal zur Seite.

Er ließ ein wütendes Knurren hören und drehte sich mir zu. Haß glühte in seinen toten Augen. Er ließ von der blonden Frau ab und warf sich mir entgegen.

Ich hieb ihm die Beretta gegen den Schädel. Er fiel auf die Knie, und bevor er sich wieder erheben konnte, setzte ich ihm die Pistole an die Stirn und drückte ab.

Die geweihte Silberkugel streckte ihn nieder. Sein pestverseuchtes Fleisch löste sich auf. Er wurde zum Skelett, und seine Knochen fielen klappernd auf den Boden.

Ich schob die Frau auf die Tür zu. »Raus! Schnell!«

Sie konnte nicht fassen, gerettet zu sein, ließ sich willenlos von mir abdrängen. Geistesabwesend verließ sie das Lokal. Ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie fort, von diesem grauenvollen Erlebnis sichtlich gezeichnet.

Vladek Rodenskys Mauser donnerte los. Ein weiterer Wiedergänger brach zusammen. Jetzt waren es keine sechs Pestteufel mehr, sondern nur noch vier. Einer von ihnen verschwand in Richtung Hintertür. Ich konnte es nicht verhindern, und es war mir auch nicht möglich, Zacharias Katt davon abzuhalten, ihm zu folgen. Ich konnte im Augenblick nur für Katt hoffen, daß er nicht an der magischen Pest zugrunde ging.

Einer der Gäste, ein dicker, schwitzender Mann, brüllte plötzlich wie am Spieß. Vladek und ich kreiselten gleichzeitig herum. Ein Wiedergänger hatte den Verzweifelten gepackt. Noch war es nicht zum tödlichen Hautkontakt gekommen, aber das würde gleich passieren, dann war der Dicke verloren.

Der schreiende Mann ließ sich fallen. Das einzig richtige, das er tun konnte. Er landete auf dem Rücken und stieß unentwegt seine Beine nach dem Pestmonster. Wütend packte der Untote die Beine und schleifte den Brüllenden quer durch das Lokal.

Ich griff nach einer der Lampen und schleuderte sie dem Wiedergänger in die abstoßende Visage. Der gläserne Schirm zerbarst. Splitter flirrten durch die Luft.

»Laß ihn mir, John!« schrie Vladek Rodensky, und schon zuckte seine Hand mit der Hauser hoch. Ein Knall. Das geweihte Silbergeschoß riß den Untoten hoch und schleuderte ihn gegen die zertrümmerte Spiegelwand. Rasselnd brach der Wiedergänger zusammen.

Drei Pesttote noch in der Pizzeria!

Ich konnte nicht auf sie schießen, denn sie waren zu nahe bei den verstörten Gästen. Aber ich konnte sie mit meinem Dolch fertigmachen. Blitzschnell riß ich ihn aus dem Gürtel.

Einer der Wiedergänger wollte einen gutaussehenden Mann aus der Gruppe herausreißen. Ich verhinderte es, indem ich mich vorwärtswarf. Einen Sekundenbruchteil später bohrte sich die Klinge meines Silberdolches in den Rücken des Pestteufels.

Der Untote zuckte heftig zusammen. Er hing zappelnd an meinem Dolch, und als ich die Waffe zurückriß, fiel er um. Während er zum Skelett wurde, attackierte ich schon den nächsten Pesttoten.

Er hielt den Arm eines entsetzten Mannes fest.

Ich rutschte aus. Der Wiedergänger riß sein Opfer an sich. Ich erkannte, daß ich zu spät kommen würde, deshalb drehte ich den Dolch um und schleuderte ihn. Blitzend überschlug sich die Waffe mehrmals in der Luft. Sie sauste auf den Hals des Untoten zu und traf ihn mit großer Wucht.

Der Dolch senkte sich ins Pestfleisch.

Sofort wurden die starken weißmagischen Kräfte frei und zerstörten den schrecklichen Wiedergänger.

Jetzt gab es von den sechs Pesttoten nur noch einen, und hinter dem war Zacharias Katt her. Ich hoffte, daß Katt den Untoten gestellt hatte, ohne dabei selbst in Lebensgefahr zu geraten.

Während Vladek Rodensky versuchte, die verstörten Leute zu beruhigen, hetzte ich in Richtung Hintertür weiter. Ein Gang. Eine Tür. Ich stieß sie ungestüm auf.

»Katt!« schrie ich. »Katt!«

Er antwortete nicht. Hinter der Tür war ein düsteres Treppenhaus. Ich sah den Pesttoten. Von Zacharias Katt keine Spur. Hatte der Wiedergänger ihn umgebracht? »Wenn ja, wo war Katt jetzt?«

Eine Bewegung schräg hinter mir. Ich flitzte herum und begriff, daß ich in eine Falle gegangen war. Da war Katt, und er stand nicht auf meiner Seite. Seine Hand war zum Schlag erhoben.

Ein harter Gegenstand traf meinen Kopf. Sterne spritzten vor meinen Augen auf. Ein buntes Feuerwerk. Meine Knie wurden weich. Ich brach zusammen. Die Beretta rutschte mir aus den kraftlosen Fingern. Ich kämpfte gegen eine drohende Ohnmacht an, war schwer angeschlagen.

Wie durch dicke Daunenkissen drang Zacharias Katts Stimme, die auf einmal krächzend war, an mein Ohr. Diese Stimme hatte ich schon mal gehört. Am Telefon…

»Bring ihn um!« schrie Katt voller Haß. »Töte John Sinclair!«

Der Pesttote setzte sich in Bewegung, um diesen Befehl auszuführen!

***

Walter Riehs, der Katakombenführer, starrte fassungslos auf die beiden Skelette und auf den toten Küster. Er war zutiefst erschüttert und wurde mit der Tatsache nicht fertig, daß die Pesttoten nach so vielen Jahren aus ihrer Grabkammer ausgebrochen waren.

Aber das Loch in der Mauer, die zwei Skelette und der tote Manfred Mock waren deutliche Beweise dafür, daß es wirklich geschehen war. Ungeheuerlich war das. Was für unvorstellbare Kräfte mußten hier im Spiel sein?

Riehs fiel ein, daß die rothaarige Frau immer noch auf ihre Handtasche wartete. Während des Rundgangs mit John Sinclair war ihm die Tasche nicht aufgefallen.

Er suchte sie noch einmal, und gleich anschließend wollte er dafür Sorge tragen, daß Manfred Mock aus den Katakomben geholt würde. Außerdem mußte man die beiden Skelette in die Grabkammer zurücklegen, das Loch zumauern und die Wand mit Weihwasser besprengen.

Zwischen zwei Kindersärgen, in denen Mitglieder des Kaiserhauses bestattet waren, entdeckte Riehs die Handtasche. Er nahm sie an sich und machte kehrt. Noch nie hatte er in diesen Katakomben Angst gehabt. Stets waren sie für ihn eine vertraute Umgebung gewesen. Doch plötzlich beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. Furcht war das.

Er ging schneller.

Da war hinter ihm auf einmal ein knirschendes Geräusch.

Walter Riehs wirbelte herum und sah einen Pesttoten!

***

Der Wiedergänger kam auf ihn zu. Riehs starrte ihn entgeistert an. Er schluckte trocken. Würde er nun so enden wie Manfred Mock? Im Moment war er unfähig, sich zu bewegen.

Die zerlumpte Gestalt hager und grauenerregend näherte sich dem Katakombenführer mit schleifenden Schritten. Der kalte Schweiß brach Walter Riehs aus allen Poren.

Er stand Todesängste aus. Dies war seine erste Begegnung mit dem nackten Grauen, und er befürchtete, sie nicht zu überleben.

Der Untote machte einen schnellen Schritt vorwärts.

Riehs drehte die Handtasche am Tragriemen über seinem Kopf und schlug damit zu. Die Tasche hatte messingverstärkte Ecken.

Zwei davon schrammten über die häßliche Fratze des Wiedergängers.

Sofort klaffte eine der großen Pestbeulen auf, und eine gelbliche Flüssigkeit trat aus der Wunde aus. Schneller, immer schneller drehte Walter Riehs die Tasche, aber er konnte den Untoten damit nicht von sich fernhalten. Der Schreckliche stieß den Arm nach oben. Der Tragriemen wickelte sich darum herum. Ein kraftvoller Ruck, und Walter Riehs war die Tasche los.

Der Pesttote streifte den Riemen ab und schleuderte die Tasche hinter sich. Riehs wandte sich gehetzt um und gab Fersengeld.

Keinen Gedanken verschwendete er mehr an die Handtasche. Er trachtete nur noch, sein Leben zu retten und hoffte inständig, daß ihm nicht ein anderer Untoter den Fluchtweg abschnitt.

Wie von Furien gehetzt jagte der Katakombenführer auf den Ausgang zu. Der Untote war ihm dicht auf den Fersen. Riehs forcierte sein Tempo. Es gelang ihm, die Distanz zwischen sich und dem unheimlichen Verfolger geringfügig zu vergrößern.

Endlich kam die Treppe.

Walter Riehs hetzte sie hoch.

Ein schwere Tür.

Riehs warf sie hinter sich zu und schloß sie blitzschnell ab. Der Schweiß rann ihm in breiten Bächen über das Gesicht. Er war völlig außer Atem und japste heftig nach Luft. Der Wiedergänger warf sich ungestüm gegen die Tür. Er rüttelte wütend daran und schlug mit seinen harten Fäusten dagegen.

Riehs schleppte sich die restlichen Stufen zum Domplatz hinauf.

Die rothaarige Frau war nicht mehr da, aber das fiel dem Katakombenführer nicht auf. Er war viel zu sehr durcheinander.

Erschöpft lehnte er sich an die rauhe Sandsteinwand. Unten gebärdete sich der Pesttote wie verrückt, und es gelang ihm, die widerstandsfähige Tür aufzubrechen. Nie hätte Walter Riehs das für möglich gehalten.

Die Panik befiel ihn sofort von neuem. Wilder, heftiger. Er sah den grauenerregenden Schädel des Pesttoten und drehte durch.

Kraftvoll stieß er sich von der Dommauer ab.

Er rannte fort, ohne zu sehen, wohin. Die Furcht machte ihn blind, denn der personifizierte Tod war hinter ihm. Ein Wagen, ein Taxi. Riehs übersah es in seiner großen Aufregung.

Der Taxifahrer mußte scharf abbremsen.

»Hast an Vogel?« schrie er wütend zum Seitenfenster heraus.

»Hilfe!« keuchte Walter Riehs verstört. »Hilfe! Helfen Sie mir! Dieses Ungeheuer will mich umbringen!« Er riß den Wagenschlag auf und ließ sich in den Fond fallen.

Und dann sah der Taxifahrer den Pesttoten, der mit hölzernen Schritten herbeieilte.

»Des gibt's net!« entfuhr es dem Taxifahrer.

Er schaltete schnell. Sofort kurbelte er das Fenster nach oben, und er drückte auf alle vier Verriegelungsknöpfe. Der Wiedergänger erreichte das Fahrzeug.

Seine Pestfinger legten sich um die Türgriffe. Er wollte die Türen aufreißen. Das Taxi wackelte und schaukelte.

»Fahren Sie!« schrie Walter Riehs hysterisch. »So fahren Sie doch endlich weiter!«

Perplex glotzte der Taxifahrer den Untoten an. Der Schreckliche schlug mit den Fäusten auf das Wagendach, daß es wummerte.

Riehs verkroch sich heulend im Fußraum.

Der Pesttote wollte auf der anderen Seite versuchen, in das Fahrzeug zu gelangen. Als er vorn um den Wagen herumlaufen wollte, gab der Fahrer Gas. Das Taxi raste mit schrill quietschenden Pneus los.

Es erfaßte den gefährlichen Wiedergänger und schleuderte ihn weit zur Seite. Seine Arme wirbelten hoch, er drehte sich um die eigene Achse und knallte auf den Boden, Während der Wagen im Höllentempo um die nächste Ecke bog.

Grimmig knurrend erhob sich der Pesttote. Walter Riehs war ihm entkommen, aber es gab genug andere Menschen, auf die er seine furchtbare Krankheit übertragen konnte.

Hastig eilte er davon.

***

Als Inspektor Fuchs und sein Assistent Peter Strobl die Berggasse erreichten, standen zwei Funkstreifen mit rotierendem Blaulicht vor dem Haus, in dessen Hinterhof Felix Emo sein Leben verloren hatte.

Vor dem Haus drängten sich viele Neugierige. Gotthard Fuchs drängte sich durch die Menge. »Geht nach Hause, Leute! Hier gibt es nichts zu sehen! Sie behindern uns nur bei unserer Arbeit!«

Widerwillig machten die Menschen Platz. Im Hinterhof trat dem Inspektor ein uniformierter Polizist entgegen. Er salutierte flüchtig und gab dann seinen Bericht.

Fuchs begab sich zu der Leiche, die mit Packpapier zugedeckt worden war. Sein Assistent hob das Papier hoch. Emo war entsetzlich zugerichtet worden. Gotthard Fuchs beugte sich über den Leichnam und sah sich das Loch in dessen Brust genau an.

»Dieselbe Verletzung, wie wir sie schon kennen«, brummte der Inspektor. »Jetzt wissen wir, wo sie herrührt.« Er nickte, und Peter

Strobl ließ das Packpapier, das er mit zwei Fingern hochgehalten hatte, los. Knisternd legte es sich wieder über den Toten.

Eine alte, grauhaarige Frau mit voluminösem Busen drängte sich heran. »Ich habe alles ganz genau gesehen, Herr Inspektor.«

Sie nickte und saugte ihr falsches Gebiß am Gaumen fest.

»Wie heißen Sie?« fragte Gotthard Fuchs.

»Biwonka. Ernestine Biwonka, Herr Inspektor. Alles habe ich gesehen. Von Anfang an. Ich dachte, ich wäre nicht ganz richtig im Kopf.«

»Wieso?«

»Na, wenn sich vor Ihren Augen ein Mann in einen riesigen Vogel verwandelt, was denken Sie sich da? Mein Mann, Gott hab ihn selig ich bin nämlich Witwe -, hat immer gesagt…«

»Können Sie den Mann, der sich in einen Vogel verwandelt hat, beschreiben, Frau Biwonka?« fiel ihr der Inspektor ins Wort.

»Ich wohne dort oben im ersten Stock. Die Fenster mit den Blumenkisten gehören zu meiner Wohnung. Eigentlich bin ich ja kurzsichtig, aber wenn mich etwas interessiert, setze ich meine Brille auf, und dann sehe ich wie ein Falke«, sagte Ernestine Biwonka. »Mein seliger Mann hat immer gesagt…«

»Bitte, bleiben Sie bei der Sache, Frau Biwonka.«

»Ja, gern, Herr Inspektor. Also ich bin gerade dabei, ein paar welke Blüten abzuzupfen, da fällt mir dieser Mann auf. Er schleicht wie ein Verbrecher durch den Hof und sucht einen Platz, wo er sich verstecken kann. Ich suche sofort meine Brille, kann sie in der Eile nirgends finden… Ehrlich gesagt, peinliche Ordnung war noch nie meine Stärke… Aber endlich finde ich die Brille doch und eile damit gleich wieder zum Fenster. Der Mann ist noch da. Ich kann ihn deutlich sehen. Er ist groß und breitschultrig. Sein Gesicht ist länglich. Er hat finstere Augen und einen verkniffenen Mund. Das ist kein Guter, denke ich, und da kommt Herr Emo nach Hause. Als ich merke, daß dieser Fremde auf ihn wartet, will ich ihn warnen, doch dann passiert etwas, das mir die Rede verschlägt.«

Daß so etwas bei dieser Frau auch vorkommen kann, ist ein Wunder, dachte Strobl, der Assistent.

Ernestine Biwonka plusterte sich auf und rollte mit ihren Knopfaugen. »Der Fremde wird auf einmal rundherum schwarz, Herr Inspektor. Ich traue meinen Augen nicht. Federn wachsen überall aus seinem Körper. Er kriegt einen Vogelkopf und einen großen Schnabel. Seine Arme werden zu Flügel, und schon steigt er auf. Unheimlich. Er fliegt hinter Emo her. Dieser bemerkt es nicht sofort. Als er sich dann umdreht, ist der schreckliche Vogel schon heran, und es kommt zu einem fürchterlichen Kampf auf Leben und Tod, den Felix Emo verliert, wie Sie gesehen haben.«

Der Inspektor wandte sich an seinen Assistenten. Strobl hatte sich Notizen gemacht. »Haben Sie alles?«

»Ja, Chef.«

»Dann danke ich Ihnen, Frau Biwonka. Sie waren uns eine große Hilfe.«

»Werden Sie diesen unheimlichen Kerl erwischen?« fragte Ernestine Biwonka gespannt.

»Wir werden uns auf jeden Fall die größte Mühe geben«, erwiderte Gotthard Fuchs.

Die Biwonka schüttelte den Kopf. »Daß so etwas überhaupt möglich ist. Ein Mensch, der sich in einen Vogel verwandelt. Da muß man sich ja selbst für verrückt halten, wenn man so etwas sieht.«

Ein Uniformierter eilte herbei. Sein Gesicht wirkte teigig. Inspektor Fuchs schaute ihn beunruhigt an. »Was haben Sie denn?«

»Eben kam ein Funkspruch durch.«

»Und?«

»Ich dachte zuerst, ich müsse mich verhört haben, aber das war nicht der Fall.«

»Was ist denn noch passiert?« fragte der Inspektor verdrossen.

Er wischte sich nervös mit dem Handrücken über das gebrochene Nasenbein. Allmählich reichte es ihm.

»Im ersten Bezirk haben… Pesttote eine Pizzeria überfallen. In dem Lokal sollen sich schreckliche Horrorszenen abspielen.«

Inspektor Fuchs schaute den uniformierten Kollegen ungläubig an. »Pesttote? Woher kommen die denn?«

»Aus den Katakomben des Stephansdoms.«

»Kommen Sie, Strobl, dort müssen wir unbedingt hin!« sagte Gotthard Fuchs hastig und verließ mit seinem Assistenten den Hinterhof.

Wenige Minuten später säßen sie in ihrem Dienstwagen und fuhren an der Votivkirche vorbei, deren hellgraue Türme schlank in den Himmel stachen. Sie überquerten den Schottenring, und Strobl schaltete das Martinshorn ein. Er fuhr verkehrt durch Einbahnen und fand den kürzesten Weg zur Pizzeria.

Auch davor standen schon einige Funkstreifen.

Fuchs und Strobl sprangen aus dem Wagen. Sie eilten auf den Eingang der Pizzeria zu. Durch die große Scheibe konnten sie einen Blick in das Lokal werfen. Es glich einem Trümmerhaufen.

Verstörte Menschen drängten sich in einer Ecke zusammen. Tische, Stühle, Speisen, Getränke, Spiegelsplitter alles lag auf dem Boden.

Und dazwischen Skelette!

Gotthard Fuchs zog die Luft geräuschvoll ein, als er das Lokal betrat. Skelette! Das war ein Hammer. Während seiner ganzen Dienstzeit war dem Inspektor so etwas noch nicht untergekommen.

Sowohl er als auch sein Assistent hielten ihre Dienstpistolen in der Hand, und sie hörten, wie jemand mit krächzender Stimme schrie. »Bring ihn um! Töte John Sinclair!«

***

Es sah danach aus, als ob der Pesttote es schaffen würde. Ich war zu benommen, um mich verteidigen zu können. Der gefährliche Wiedergänger näherte sich mir. Sein Gesicht war grausam verzerrt. Er haßte alles Leben, war aus der Hölle zurückgeholt worden, um so viele Menschen wie möglich zu vernichten. Nun sollte ich sein Opfer werden. Die Pest würde mich befallen. Ich würde so schrecklich aussehen wie er. Ich hatte bei Manfred Mock gesehen, was für scheußliche Folgen ein Kontakt mit einem solchen Untoten hatte.

Zacharias Katt lachte gehässig. »Ja, Sinclair! Es sieht nicht gut für dich aus! Ich habe dich gewarnt! Ich habe dir geraten, sofort wieder abzureisen, aber du hast meinen Rat nicht befolgt. Das wird dir nun zum Verhängnis! Uns kannst du nicht aufhalten, Geisterjäger. Ich erhielt aus der Unterwelt einen Tip, daß du nach Wien kommen würdest und konnte mich rechtzeitig um dich kümmern. Über jeden deiner Schritte wußte ich Bescheid. Und nun ist es gleich aus mit dir!«

Der Pesttote erreichte mich.

»Pack ihn!« krächzte Zacharias Katt. »Gib ihm die Pest! Er soll daran qualvoll zugrunde gehen!«

Verdammt, ich mußte reagieren.

Verbissen versuchte ich die Benommenheit aus meinem Schädel zu verbannen. Unendlich langsam hob ich die Hände. Der Wiedergänger beugte sich zu mir herunter. Der Gestank, den er verströmte, nahm mir den Atem.

Ungeschickt öffnete ich mein Hemd. Das Kruzifix, das ich um den Hals trug, war meine letzte Rettung. Ich mußte es freilegen, damit es seine abwehrenden Kräfte entfalten konnte.

Würde ich es noch schaffen?

»Mach ihn fertig!« krächzte Zacharias Katt. Was war er? Ein Dämon? Ein Mensch? Ein Hexer? Jedenfalls stand er mit der Hölle in Verbindung und war mächtig, denn der Pesttote gehorchte ihm.

Noch wußte ich nicht, auf welche Weise Katt die Toten zum Leben erweckt hatte, aber daß er für diesen ganzen Horror verantwortlich war, lag auf der Hand. Der Untote wollte mich fassen.

Ein Knopf war noch zu öffnen. Ich riß ihn ab. Die deformierten Hände des Wiedergängers verfehlten mich knapp, und dann blitzte das silberne Kruzifix auf. Als der Pesttote das Kreuz sah, stieß er einen schaurigen Schrei aus und torkelte mehrere Schritte zurück, als hätte er einen fürchterlichen Schlag bekommen.

Auch Zacharias Katt wich erschrocken zurück. In meinem Kreuz

wohnte eine Magie, die so ziemlich allen Höllengünstlingen arg zu schaffen machte. Das geweihte Kruzifix mit den Zeichen der vier Erzengel war meine stärkste Waffe gegen die Ausgeburten der Hölle.

Ich erholte mich, konnte wieder klarer denken, deutlicher sehen.

Schnelle Schritte hinter mir.

Und dann rief jemand: »Da ist der Kerl!« Es war Inspektor Fuchs, der das gerufen hatte, und er meinte damit Zacharias Katt, dessen Beschreibung er in bester Erinnerung hatte.

Die beiden Polizisten eröffneten das Feuer auf den Pesttoten.

Ihre Kugeln hieben in den verseuchten Leib. Der Wiedergänger zuckte bei jedem Treffer heftig zusammen. Die Kugeln schüttelten ihn durch und stießen ihn hin und her, aber sie vermochten ihn nicht zu vernichten.

Katt gefiel diese Wendung nicht. Er wich hastig zurück, rannte auf ein Fenster zu, stieß sich vom Boden ab und wurde zum Vogel. Während er halb Mensch, halb Tier war, krächzte er: »Wir sehen uns wieder!«

Dann glitt er als Totenvogel durch das geschlossene Fenster, als wäre es nicht vorhanden. Er spannte seine Schwingen draußen auf und sauste mit kräftigen Flügelschlägen davon.

Katt der Totenvogel!

Sein gefährliches Mordwerkzeug hatte er zurückgelassen. Der Inspektor und sein Assistent wollten sich den Pesttoten schnappen.

»Nicht berühren!« brüllte ich.

Gleichzeitig tauchte Vladek Rodensky auf. Er sah den Wiedergänger und fackelte nicht lange. Es ging blitzschnell. Anlegen, Zielen, Schuß. Das geweihte Silber sauste aus der Mauser-Pistole und saß mitten im schwarzen Leben des Untoten. Er brach zusammen, sein Fleisch löste sich auf. Er wurde zum Knochenmann, der jedoch keine Gefahr mehr für uns war.

Ich hob meine Beretta auf und kam ächzend auf die Beine.

Diesmal hatte nicht viel gefehlt, und ich wäre auf der Strecke geblieben. Einmal mehr hatte mich mein Kreuz vor einem schlimmen Schicksal bewahrt.

Es ärgerte mich, daß es Katt gelungen war, zu türmen, denn das hieß, daß er seine Schreckenstaten fortsetzen würde. Vermutlich würde er nun noch mehr aufdrehen, um zu beweisen, daß er besser war als wir, die ihn jagten. Ein mulmiges Gefühl entstand in meinem Magen, weil ich keine Ahnung hatte, was Zacharias Katt als nächstes plante.

»Ich bin Inspektor Gotthard Fuchs. Das ist mein Assistent Peter Strobl. Sind Sie in Ordnung, Herr Sinclair?«

Ich nickte. »Es geht schon wieder, Inspektor.«

»Sie und John Sinclair sind Kollegen«, sagte Vladek Rodensky.

»Tatsächlich?«
»John ist Oberinspektor bei Scotland Yard«, erklärte der Brillenfabrikant.
»Dieser Kerl nannte Sie vorhin Geisterjäger«, sagte Gotthard Fuchs.
»Ich leite eine Spezialabteilung beim Yard, die sich ausschließlich mit Fällen befaßt, die den Rahmen des Üblichen sprengen.«
»Geister, Dämonen das ist Ihr Ressort?«
»Ganz recht, Inspektor Fuchs«, erwiderte ich.
»Sie schickt mir der Himmel.« Gotthard Fuchs wies auf Vladek Rodenskys Mauser. »Wieso konnten Sie den Pesttoten erledigen und wir nicht? Womit haben Sie Ihre Waffe geladen?«
»Mit geweihten Silberkugeln«, antwortete der Brillenfabrikant.
»Sind Sie auch so etwas wie ein Geisterjäger?«
Vladek nannte seinen Namen und erklärte, wer er war. Er erwähnte seinen Freund Tony Ballard und berichtete, wie es dazu gekommen war, daß ich mich um den Totenvogel von Wien kümmerte. In diesem Zuge erfuhr Fuchs auch, was sich in den Katakomben des Stephansdomes ereignet hatte.
Danach hatte uns Gotthard Fuchs einige Neuigkeiten zu bieten.
Wir hörten von jener mysteriösen Mordserie, die der Inspektor aufzuklären hatte, und erfuhren von Felix Emos tragischem Ende.
Aus all den Fakten kristallisierte sich für mich heraus, daß Zacharias Katt als Totenvogel vorwiegend kranke Menschen heimgesucht hatte, um ihnen die Seele mit seinem gewaltigen Schnabel aus der Brust zu reißen.
Wenn ich mich nicht irrte, waren diese Seelen ein wichtiger Bestandteil für Katts grausame Pläne. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, Pesttote wiederauferstehen zu lassen. Die Seelen gingen mit den Skeletten eine neue Verbindung ein und umhüllten sich mit verseuchtem Fleisch.
Ein Ausbruch aus der Grabkammer war der nächste logische Schritt. Und dann waren die Wiedergänger für die Hölle unterwegs gewesen. Um zu töten. Um Angst und Schrecken zu verbreiten. Um den Nährboden für das Böse zu vergrößern.
Automatisch drängte sich die Frage auf: Wie viele Pesttote hatte Zacharias Katt schon erschaffen? War es uns gelungen, alle seine Handlanger zu vernichten? Existierten weitere Wiedergänger?
Oder war der Totenvogel in diesem Augenblick gerade dabei, weitere Untote aus den Katakomben zu holen?
»Katt hält sich für den Größten«, sagte ich, »und dieser Wahn wird ihm irgendwann zum Verhängnis werden.«
Kummerfalten bildeten sich auf Inspektor Fuchs' Stirn. »Aber was passiert inzwischen, Herr Sinclair?«
»Er war so von seinen Fähigkeiten eingenommen, daß er den Fehler

beging, uns seinen Namen zu nennen«, sagte ich.
»Er heißt Katt?«
»Ja, Zacharias Katt. Wenn Sie für mich herausfinden, wo er wohnt, lege ich ihm das Handwerk.«
»Wir werden es versuchen«, versprach Gotthard Fuchs. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie in diesem Fall mit drinhängen, Herr Sinclair. Ohne Ihre Unterstützung wäre ich aufgeschmissen. Ich wüßte nicht, wie ich mit diesem schrecklichen Totenvogel und seinen Wiedergängern fertigwerden sollte. Dafür ist ein Spezialist notwendig, und Sie sind einer.«
Ich sagte ihm, daß ich im Hilton wohnte, und Vladek Rodensky nannte ihm seine Adresse und die Telefonnummer, die Strobl sofort notierte.
»Rufen Sie im Hilton oder in Rodenskys Villa an, sobald Sie wissen, wo Zacharias Katt wohnt«, bat ich den Inspektor.
Fuchs nickte. »Mach' ich. Mach' ich ganz bestimmt. Sie können sich darauf verlassen, Herr Sinclair.«
»Brauchen Sie uns hier noch?«
»Nein, damit werde ich schon allein fertig.«
»Dann können wir ja gehen.«
»Selbstverständlich, Herr Kollege«, sagte Fuchs.
Wir verließen die Pizzeria. Ein Leichenwagen stand nun auch davor, die Skelette wurden eingesammelt und aus dem Lokal getragen. Ein Arzt kümmerte sich um die Gäste. Diejenigen, die es nötig hatten, bekamen von ihm eine Spritze. Die ersten Reporter trafen ein. Blitzlichter flammten auf. Augenzeugen des schrecklichen Vorfalls wurden interviewt. Um Vladek Rodensky und mich kümmerte sich niemand. Ich begrüßte das. Wir konnten ungehindert unserer Wege gehen.
Als nächstes stand ein Besuch bei Adele Mock auf unserem Programm. Die Sache lag sowohl Vladek als auch mir schwer im Magen, denn wir mußten ihr so schonend wie möglich beibringen, daß ihr Mann nie mehr nach Hause kommen würde.
Außerdem beunruhigte es mich, daß Adele Mock den Totenvogel schon einmal gesehen hatte. Er war scharf auf ihre Seele, und ich hoffte, verhindern zu können, daß er sie bekam.
Ich blickte an mir hinunter. Meine Hose hatte Schmierflecken an den Knien. Da Vladeks Rover ohnedies in der Tiefgarage des Hilton stand, wollte ich die Gelegenheit nützen und mich rasch umziehen.
Wir schritten tüchtig aus. Im Hotel sagte Vladek: »Ich warte in der Bar.«
»Okay. Bin gleich wieder zur Stelle.« Ich holte mir den Zimmerschlüssel und fuhr mit dem Lift nach oben. Die Kabine zischte ab wie eine Rakete. Im Zimmer zog ich mich rasch aus, und da meine

Lebensgeister nach einer lauwarmen Dusche verlangten, hüpfte ich für drei Minuten unter die Brause. Ich genoß die nadelspitzen Strahlen, die prickelnd meine Haut massierten.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Ich schaute zur Tür, und ein eisiger Schock fuhr mir in die Glieder.

Ein Pesttoter war da!

***

Vladek Rodensky enterte in der Bar einen Hocker und bestellte einen Dry Gin. Endlich hatte er ein paar Minuten Zeit, nachzudenken. Der verfluchte Fall hatte es in sich. Zacharias Katt hielt sie ganz schön in Atem. Ob John Sinclair es schaffen würde, mit ihm fertigzuwerden?

Wenn jemand Katt zur Strecke bringen konnte, dann nur John.

Der Brillenfabrikant seufzte schwer, als er an Adele Mock dachte. Er überlegte hin und her, wie er ihr beibringen sollte, daß ihr Mann nicht mehr lebte. Sollte er es ihr überhaupt jetzt schon sagen?

Es gab keine Möglichkeit, es ihr zu verheimlichen, denn wenn Manfred Mock nicht zur gewohnten Zeit nach Hause kam, würde sie nach ihm fragen. Was dann? Sollte man sie belügen? Wie lange würde man die Lügen aufrechterhalten können?

Vladek nahm einen Schluck von seinem Drink. Dieser John Sinclair war ein unerschrockener Kämpfer, der sich gegen die Abgesandten der Hölle voll einsetzte. Der Yard-Mann war eine echte Persönlichkeit. Vladek Rodensky bewunderte ihn und hatte großen Respekt vor ihm. Er sah es als eine Auszeichnung an, an Johns Seite stehen zu dürfen.

Der Brillenfabrikant nahm wieder einen Schluck vom Dry Gin.

Plötzlich stutzte er.

Katt! Dort ging Zacharias Katt! Der Höllengünstling war soeben an der Bartür vorbeigegangen. Vladek warf eine Banknote auf den Tresen und rutschte vom Hocker.

Er mußte Katt folgen, durfte ihn nicht mehr aus den Augen lassen. Der Mann, der die Fähigkeit besaß, sich in einen Totenvogel zu verwandeln, ging zu den Fahrstühlen.

Menschen begegneten ihm, ohne zu ahnen, wer er war. Sie hätten in heller Panik die Flucht ergriffen, wenn sie es gewußt hätten. Katt erreichte einen der Lifts.

Soeben öffnete sich die Tür. Ein Mann und eine Frau stiegen aus. Zacharias Katt betrat die Kabine. Die Tür schloß sich. Ein Pfeil zeigte an, daß der Fahrstuhl sich nach unten bewegte.

Vladek Rodensky startete. Er jagte die Treppe zur Halle hinunter, lief weiter zur Treppe, die zur Tiefgarage führte. Sein Eifer verdrängte das Bewußtsein um die Gefahr, in die er sich möglicherweise begab.

Das Jagdfieber hatte ihn gepackt. Vielleicht schaffte er es, Zacharias Katt das grausame Handwerk zu legen. John Sinclair wäre ihm

bestimmt nicht böse gewesen, wenn er ihm die Arbeit abgenommen hätte. Wichtig war nur das Ergebnis. Ein Araber im weiten Burnus kam auf ihn zu, wich nach links aus, Vladek wollte an ebendieser Seite vorbei.

Es kam zum Zusammenstoß. Der Araber wäre umgefallen, wenn Vladek ihn nicht aufgefangen hätte. »Excuse me«, keuchte der Brillenfabrikant und setzte seinen Weg hastig fort.

Er flog die Stufen förmlich hinunter. Eine feuerhemmende Metalltür. Er riß sie auf, und mit einem weiten Satz beförderte er sich in die Tiefgarage.

Fahrzeuge. Graue Betonwände. Gestank von Öl und Benzin.

Auspuffgase. Alles in allem ein friedliches Bild, aber Vladek Rodensky ließ sich nicht täuschen. Wenn er Zacharias Katt im Moment auch nicht sehen konnte, er war davon überzeugt, daß sich der Kerl irgendwo hier unten aufhielt.

Hatte Katt mitgekriegt, daß er verfolgt wurde? War es vielleicht sogar Katts Absicht gewesen, Vladek Rodensky hier herunterzulocken? Es war immerhin denkbar.

Der Brillenfabrikant blickte sich mißtrauisch um. Seine Augen hinter der modernen Brille wurden schmal. Sicherheitshalber zog er die Mauser-Pistole aus der Schulterhalfter.

Seine Nerven standen unter Hochspannung. Zacharias Katt war ein verteufelt gefährlicher Gegner. Vladek Rodensky durfte sich nicht die geringste Unachtsamkeit leisten.

Stille umgab ihn. Die wenigen Geräusche, die an sein Ohr drangen, verursachte er selbst. Aber er wußte dennoch, daß Zacharias Katt in der Nähe war. Er konnte die Nähe des Gegners fühlen.

Katt lauerte auf seine Chance. Mit einem Angriff war auf jeden Fall zu rechnen, und es war ein mieses Gefühl, nicht zu wissen, wann er erfolgen würde. Der Brillenfabrikant schlich an einem cremefarbenen Mercedes vorbei.

Er ging in die Hocke, stützte sich mit der linken Hand auf und schaute unter den Fahrzeugen durch. Er hoffte, Katts Beine zu entdecken, sah sie aber nicht.

Himmel noch mal, wo war Katt? War Vladeks warnendes Gefühl falsch? Hielt sich Zacharias Katt etwa gar nicht mehr in der Tiefgarage auf? Der Brillenfabrikant erhob sich.

Seine Nackenhärchen stellten sich quer. Er wußte, was das zu bedeuten hatte und wirbelte herum.

Da war Katt.

Als Totenvogel!

Und er griff sofort an…

***

Der Pesttote stürzte zur Tür herein. Ich stand nackt unter der Dusche. Meine Beretta, mein Silberdolch lagen auf dem Bett. Ich war äußerst verletzbar. Eine Berührung dieses Wiedergängers würde mich infizieren. Ich würde die Pest kriegen und elend daran zugrunde gehen.

Mein gefährlicher Gegner griff nach mir. Da ich mich nicht ganz umgedreht hatte, konnte er mein Kreuz nicht sehen, und das Kruzifix konnte seine Abwehrkraft gegen den Angreifer nicht voll entfalten.

Um mich dem Zugriff des Schrecklichen zu entziehen, ließ ich mich zurückfallen und klatschte mit den Schulterblättern gegen die Fliesen. Um ein Haar hätten mich die fauligen Finger berührt.

Mir stockte unwillkürlich der Atem, als mir plötzlich die Füße wegrutschten.

Ich konnte den Sturz nicht verhindern, fiel in die Brausewanne.

Der Pesttote spürte endlich die starke Magie meines Kreuzes, aber er wich nicht zurück. Er wollte einen Sieg über mich erzwingen.

Beide Arme hielt er schützend vor sein abstoßendes Gesicht.

Furchtbare Schmerzen quälten ihn, doch er gab nicht auf. Er schien bereit zu sein, sein schwarzes Leben zu opfern, wenn es ihm dadurch möglich war, mich umzubringen.

Ich erkannte seine Absicht, und mir wurde angst und bange.

Das Pestmonster wuchtete sich vorwärts. Es schleuderte sich mir entgegen, wollte sich auf mich fallen lassen und mich unter seinem verseuchten Körper begraben. Das hätte mein sicheres Ende bedeutet.

Weit kippte er nach vorn. Ich sah ihn über mir und hatte keine Möglichkeit, ihm auszuweichen. Ich schien verloren zu sein.

Aber da wurde mein Kreuz aktiv. Es ließ meine Vernichtung nicht zu.

Schlagartig hüllte mich eine Lichtaura ein. Sie stoppte den Fall des Pesttoten. Er hing wenige Zentimeter über mir schräg in der Luft. Mein Kruzifix entfaltete unvorstellbare Kräfte.

Sie stießen den Schrecklichen zurück. Er heulte auf. Seine Arme fielen herab, und das Licht traf voll seine beulenübersäten Züge.

Die Haut spannte sich. Die Beulen platzten auf. Die Augen quollen dem Wiedergänger weit aus den Höhlen und zersprangen wie Glasmurmeln.

Und dann rasten vier grelle Blitze in den Körper des Untoten.

Sie stachen glühend in seinen Leib und zerrissen ihn mit einer Kraft, die selbst mich erschreckte.

Diesmal löste sich nicht nur die pestverseuchte Haut von den Knochen. Die Kraft meines Kreuzes reichte aus, um auch das Skelett des Wiedergängers zu zerstören.

Seine Knochen wirbelten hoch, schlugen gegen die Wände des Badezimmers und vergingen. Die Gefahr war gebannt. Das Licht erlosch. Ich war gerettet. Tief seufzend stand ich auf, und ich schickte

ein Dankgebet zu denjenigen, die mir dieses wertvolle Kruzifix vererbt hatten.

***

Wie ein unheilvoller Schatten sauste der Totenvogel heran. Er war schnell. Unglaublich schnell. Vladek Rodenskys Pistolenhand zuckte hoch. Er wollte das gefiederte Monster mit geweihtem Silber vollpumpen, schaffte es jedoch nicht, denn Zacharias Katt erwischte ihn hart mit einer Schwinge.

Grellbunte Kreise tanzten vor den Augen des Brillenfabrikanten.

Er sprang zur Seite, während in seiner Schläfe ein dumpfer Schmerz hämmerte. Der gefiederte Killer fegte an ihm vorbei, flatterte hinter ihm hoch, drehte sich in Gedankenschnelle und griff sofort wieder an.

Ein neuerlicher Treffer brachte Vladek Rodensky ins Wanken.

Bisher war es ihm noch nicht möglich gewesen, die Waffe auf den Totenvogel abzufeuern. Das Biest wußte dies immer wieder geschickt zu verhindern.

Vladek spürte eine brennende Schwellung in seinem Gesicht.

Krallen sausten knapp an seinen Augen vorbei. Wenn er den Kopf nicht so rasch zur Seite genommen hätte, hätte er in diesem Moment sein Sehvermögen verloren.

Die kalte Wut packte ihn.

Verdammt noch mal, war dem Totenvogel denn nicht beizukommen?

Er stieß die Pistolenfaust nach oben. Flügelschläge trafen ihn immer wieder. Eine Kralle riß ihm den Handrücken auf. Blut quoll aus der Wunde. Vladek stieß einen heiseren Schrei aus.

Jetzt konnte er die Mauser nicht mehr halten. Sie entglitt seinen Fingern und kreiselte über den glatten Betonboden. Gleichzeitig prallte der durch die Luft wirbelnde Vogelkörper gegen ihn und stieß ihn nieder.

Hart landete er auf dem Boden. Während er fiel, zuckte ihm einer der beiden Vogelfänge nach. Durch den Ärmel bohrten sich wie Dornen die langen Krallen des fliegenden Mörders.

Vladek hatte das Gefühl, der Muskel würde zerreißen. Er kämpfte den aufwallenden Schmerz nieder. Der Totenvogel stieg über ihm auf, legte die Flügel an den kräftigen Körper und ließ sich wie ein großer schwarzer Stein fallen. Die Fänge weit vorgestreckt.

Vladek rollte zur Seite.

Einmal.

Noch einmal.

Ein drittes Mal.

Er gelangte unter einen Minibus, während die Krallen da, wo er noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte, mit einem häßlichen Geräusch über den Beton schrammten.

Zacharias Katt flatterte sofort wieder hoch. Er versuchte Vladek im schrägen Winkel anzugreifen. Der Brillenfabrikant schob sich weiter unter den Kleinbus. Katt kam. Er krachte gegen das Blech des Fahrzeugs, schlug ihm eine Delle, streckte die Fänge nach Vladek aus, konnte ihn jedoch nicht erreichen.

Wütend hob der Totenvogel vom Boden wieder ab. Er krächzte zornig und verschwand aus Vladek Rodenskys Blickfeld.

Eine kleine Verschnaufpause.

Vladek begrüßte sie, denn er brauchte sie. Jetzt erst kam der Schmerz voll zum Tragen. Er spürte, wie schwer ihn der verfluchte Totenvogel angeschlagen hatte. Seine Hand blutete stark. Im rechten Oberarm saß ein glühender Schmerz, als stünden die Muskelstränge in Flammen.

Vladeks Blick suchte die Mauser-Pistole. Teufel, es war ihm nicht möglich gewesen, sie gegen Katt einzusetzen. Das ärgerte ihn maßlos. Er sah die Waffe auf dem Boden liegen. Unendlich weit von ihm entfernt. Wenn er sie sich holte, würde er fünf Meter ungedeckt und unbewaffnet zurücklegen.

Auf dieser Strecke konnte er den Tod finden, denn Katt würde ihn wohl sofort wieder angreifen, wenn er sich unter dem Minibus hervorwagte. Es war zwar wieder still in der Garage, aber Vladek rechnete damit, daß Zacharias Katt irgendwo auf der Lauer lag und auf die Gelegenheit wartete, ihn erneut zu attackieren.

Vladek drehte sich um.

Der Schmerz trieb ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Er dachte an John Sinclair, der von alldem keine Ahnung hatte.

Vielleicht suchte John ihn in diesem Augenblick schon in der Bar, und er war nicht da, weil Katt ihn in die Tiefgarage gelockt hatte, um ihn hier zu töten.

Würde John herunterkommen?

Gemeinsam konnten sie Zacharias Katt schaffen. Es brauchte ihn einer bloß abzulenken, dann konnte der andere ihm den Garaus machen. Wenn die grauenvollen Ereignisse in Wien ein Ende nehmen sollten, mußte Zacharias Katt sterben. Erst wenn der Abgesandte der Hölle tot war, würden die Menschen in dieser Stadt aufatmen können.

Vladek hörte das Brummen eines Wagens.

Er fragte sich, wie Katt darauf reagieren würde. Würde er das Weite suchen? Würde er den Autofahrer angreifen und töten?

Das Fahrzeug rollte in eine Parkbox.

Ahnungslos stiegen zwei elegant gekleidete Männer aus. Sie unterhielten sich über den schwankenden Dollarkurs, stellten Mutmaßungen an, was mit dem Geld passieren würde, wenn auf den amerikanischen Präsidenten ein zweites Attentat verübt werden sollte, schritten zwei Autos entfernt an Vladek Rodensky vorbei.

Der Brillenfabrikant verhielt sich ruhig.
Er wollte nicht, daß die beiden Männer auf ihn aufmerksam wurden, denn sie hätten ihm nicht helfen können. Wenn er sich bemerkbar gemacht hätte, hätte er die Männer unnötig in Gefahr gebracht.
Katt hätte sich bestimmt auch auf sie gestürzt.
Ohne zu wissen, in was für einer Gefahr sie schwebten, begaben sie sich zum Fahrstuhl. Katt ließ sie in Ruhe. Er wollte Vladek Rodensky haben, doch der Brillenfabrikant hatte nicht die Absicht, sich dem Totenvogel wehrlos zu ergeben.
Er wollte gegen den gefiederten Killer bis zum letzten Atemzug kämpfen.
Die Stille war trügerisch.
Vladek peilte mit einem Auge unter dem Minibus hervor.
Wo steckte Katt?
Der Brillenfabrikant biß die Zähne zusammen und rutschte langsam unter dem Kleinbus hervor. Er mußte es riskieren. Er konnte nicht ewig unter dem Fahrzeug liegen blieben. Er mußte versuchen, wieder in den Besitz seiner Pistole zu gelangen.
Erst wenn ihm das geglückt war, hatte er wieder eine Chance gegen den gefährlichen Totenvogel. Zentimeter um Zentimeter schob sich Vladek vorwärts. Kein Geräusch verursachte er dabei.
Seine Sinne waren hellwach. Er paßte höllisch auf.
Nichts passierte.
Weiter.
Vladek schob sich unter dem Kleinbus hervor. Nirgendwo war der gefährliche Vogel zu sehen. Er war doch nicht etwa abgeschwirrt. Vladek Rodensky konnte sich das nicht vorstellen. So leicht steckte Zacharias Katt bestimmt nicht auf. Nein, es war besser, noch mit Katts Anwesenheit zu rechnen. Das ersparte eine unliebsame Überraschung.
Der Blick des Brillenfabrikanten richtete sich auf die Mauser. Bis zu ihr würde er einige Meter ungedeckt zurücklegen müssen. Ein großes Risiko. Aber Vladek Rodensky war entschlossen, es auf sich zu nehmen.
Er erhob sich.
Jede Bewegung tat ihm weh.
Geduckt stand er nun neben dem Minibus. Er sammelte Kräfte, und dann gab er sich selbst das Startzeichen: Jetzt!
Wie vom Katapult geschleudert sauste er los. Schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt. Da tauchte Zacharias Katt wieder auf. Knapp unter der Garagendecke sauste er heran.
Vladek sah ihn, blieb nicht stehen, lief weiter. Katt sackte nach unten. Er beabsichtigte, dem Brillenfabrikanten den Schnabel in den Rücken zu schlagen. Vladek erkannte die Gefahr jedoch rechtzeitig und steppte nach links.

Der Totenvogel schlug ihm daraufhin den Flügel ins Kreuz. Vladek wurde vorwärtsgeworfen. Er verstärkte diesen Schwung, indem er sich kraftvoll mit beiden Beinen abstieß.

Sein Hechtsprung endete mit einer schmerzhaften Bauchlandung in der Nähe der Mauser-Pistole. Er hatte so viel Schwung, daß er das letzte Stück auf die Waffe zurutschte.

Da seine rechte Hand und der Arm verletzt waren, schnappte er sich die Kanone mit der Linken, zog die Beine an, federte hoch, kassierte einen Schlag, der ihn zurückstieß, rollte rücklings über das Heck eines weißen Sportflitzers, kam auf die Beine und brachte die Mauser in Anschlag.

Jetzt hätte Zacharias Katt verloren.

Der Schuß hätte ihn aus der Luft heruntergeholt.

Der Totenvogel begriff das sofort, schmierte blitzschnell nach links ab und sauste davon, ehe Vladek ihm die vernichtende Kugel in den gefiederten Leib ballern konnte.

Einmal sah Vladek Rodensky das Tier noch kurz bei der Auffahrt. Dann war es verschwunden. Der Brillenfabrikant zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und steckte ärgerlich die Pistole ein.

So knapp war er am Erfolg gewesen, und doch hatte er es nicht geschafft.

Mist.

***

Das Erlebnis mit dem Pesttoten saß mir bleischwer in den Knochen. Wie viele solcher Seuchenmonster hatte Zacharias Katt eigentlich geschaffen? Wo trieben sie sich herum? Was taten sie in diesem Augenblick? Mir war nicht wohl bei diesen Gedanken.

Katt war ein Gegner, der mir einiges aufzulösen gab. Asmodina, die Teufelstochter, oder Dr. Tod mit seiner Mordliga hätten mich nicht mehr in Atem halten können. Katt war ein Gegner, bei dem man graue Haare kriegen konnte.

Ich machte mich fertig.

Vladek wartete sicher schon ungeduldig in der Hotelbar auf mich. Er würde aus allen Wolken fallen, wenn ich ihm berichtete, was ich erlebt hatte. Ich warf noch einen Blick in die Runde und wollte das Zimmer dann verlassen. Da klopfte es.

»Ja!« rief ich.

Die Tür öffnete sich, und Vladek Rodensky trat ein. Eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken. Vladek war blaß. Ein schmerzhafter Ausdruck lag um seinen Mund. Ich sah den aufgerissenen Handrücken. Blut tropfte auf den Boden. Auch am Oberarm war der Brillenfabrikant verletzt.

»Vladek! Was ist passiert?«

»Katt. Er hat mich in die Tiefgarage! gelockt.« Der Brillenfabrikant erzählte, was sich ereignet hatte.

»Shit!« entfuhr es mir, als ich hörte, daß Zacharias Katt entkommen war. »Setz dich!« sagte ich zu Vladek. Längst waren wir zum freundschaftlichen Du übergegangen. Wir saßen im selben Boot, waren Kampfgefährten, waren uns nicht mehr fremd.

Ich war ihm beim Ausziehen des Jacketts und des Hemdes behilflich. Er stöhnte leise. »Ich hatte mehr Glück als Verstand«, sagte er. »Viel hat nicht gefehlt, dann hätte Katt meine Seele gekriegt.«

»Dem Himmel sei Dank, daß er es nicht geschafft hat.«

»Kannst du laut sagen.«

Ich holte meine Reisetasche aus dem Schrank und entnahm ihr ein kleines Erste-Hilfe-Etui. Der Reißverschluß ratschte. Was ich benötigte, um Vladeks Wunden zu verarzten, stellte oder legte ich neben ihn auf den Tisch. Dann begann ich mit der Arbeit. Zuerst behandelte ich die Verletzungen mit einer antiseptischen Tinktur.

Dann brachte ich die Blutung mit einer brennenden Flüssigkeit zum Stillstand. Es zuckte in Vladeks Gesicht, aber kein Laut kam über seine Lippen. Heilsalbe, Mullverband, Pflaster.

Fertig.

»In ein paar Tagen bist du wieder wie neu«, sagte ich.

»Und was mache ich bis dahin?«

»Dir Schonung auferlegen.«

»Das sagt sich so leicht. Denkst du, ich lasse dich jetzt im Kampf gegen Katt allein? Du brauchst jemand, der dir den Rücken freihält.«

»Mir wäre ein unversehrter Schutzengel lieber.«

»Man kann sich im Leben nicht immer alles aussuchen. Manchmal muß man's nehmen, wie es kommt. Können wir jetzt zu Adele Mock gehen?«

»Ja.« Ich versorgte die Erste- Hilfe Ausrüstung und verließ mit Vladek das Zimmer. Im Fahrstuhl berichtete ich ihm dann von dem Besuch des Pesttoten im Badezimmer, und Vladek war geschockt.

***

Marie Moric war eine gute Seele. Zu jedermann freundlich und stets hilfsbereit, was die Gefahr beinhaltete, daß man sie manchmal zu sehr ausnützte. Oft schon hatte sie sich geschworen, nicht mehr so dumm zu sein und für jedermann das Dienstmädchen zu spielen, doch sie schaffte es nicht, nein zu sagen, wenn jemand sie um einen Gefallen bat, selbst wenn diese Bitte noch so unverschämt war.

Es kann eben niemand über seinen Schatten springen.

Bei den Mocks hatte sie von sich aus ihre Hilfe angeboten, denn das waren nette Leute, zu denen sie einen vorbildlichen Kontakt hatte. Adele Mock tat ihr leid, und da ihr Mann nicht ständig zu Hause

bleiben konnte, sah sie jede Stunde einmal nach der Kranken.

Das war keine Belastung für sie. Die Mocks hatten ihr zudem schon so viel Gutes getan, daß sie froh war, sich endlich einmal revanchieren zu können.

Marie Moric legte die Stickerei beiseite und warf einen Blick auf die alte Pendeluhr, deren leises monotones Ticken den Raum erfüllte. Die Frau war eine große, kräftige Person mit üppigen Formen, gepflegt und brünett. Sie strich sich eine gewellte Strähne aus dem Gesicht und erhob sich.

Es war Zeit, wieder einmal nach Adele Mock zu sehen.

Daß das Fieber gar nicht sinken wollte, gefiel Marie Moric absolut nicht, und sie konnte nicht verstehen, warum sich Adele Mock so sehr dagegen wehrte, ins Krankenhaus zu gehen. Manfred Mock hätte diesbezüglich ein Machtwort sprechen müssen, aber er war zu gut dazu. Er hatte sich noch nie über den Willen seiner Frau hinweggesetzt, hatte ihre Entscheidungen stets akzeptiert und respektiert. Aber diesmal hätte er eine Ausnahme machen müssen. Marie Moric beschloß, darüber mit ihm unter vier Augen zu sprechen. Sie wollte sich auch erbötig machen, mit Adele zu reden. Vielleicht würde ihre Überzeugungskraft ausreichen, um die Kranke umzustimmen.

Sie verließ das Wohnzimmer und suchte im Vorzimmer die Schlüssel zur Nachbarwohnung. Auf dem Schuhkästchen neben der Tür lagen sie nicht, obwohl Marie Moric hätte schwören können, sie dorthin gelegt zu haben.

Nachdenklich legte sie die Hand auf ihre Augen, Ach ja, in der Küche mußten die Schlüssel liegen. Neben dem Kühlschrank. Marie Moric sah nach, und da lagen die Schlüssel tatsächlich. Sie griff sich den klobigen Bund und verließ damit ihre Wohnung.

Gleich die nächste Tür führte in die Wohnung des Ehepaares Mock. Von allen Schlüsseln, die am vernickelten Ring hingen, genügte ein einziger, um die Tür aufzuschließen. Marie Moric wußte auf Anhieb, welcher es war. Sie schob ihn ins Schloß und drehte ihn nach rechts. Ein kurzes metallisches Schnappen, und dann schwang die Tür zur Seite.

Marie Moric betrat die Nachbarwohnung leise.

Falls Adele Mock schlief, wollte sie sie nicht wecken.

Vorsichtig näherte sie sich der Schlafzimmertür.

Da erschreckte sie ein Geräusch.

Die Kranke stöhnte!

»Um Himmelswillen!« entfuhr es der hilfsbereiten Frau. Sie eilte auf die Schlafzimmertür zu und öffnete sie schwungvoll. In derselben Sekunde traf sie der Schock mit der Wucht eines Keulenschlages, denn auf der Brust der Kranken hockte ein riesiger schwarzer Vogel.

***

Marie Moric prallte zurück. Ihre Augen weiteten sich vor Furcht und Entsetzen. Schlagartig wich die Farbe aus ihrem Gesicht, und sie stieß einen grellen Schrei aus.

Wie von der Natter gebissen wirbelte sie herum. Als sie den Schrei ausgestoßen hatte, war der Kopf des Totenvogels jäh herumgeruckt. Haßerfüllt hatten seine Augen die Frau angestarrt, und nun ließ er von Adele Mock ab, um sich auf die Nachbarin zu stürzen.

Er schoß hoch und peitschte die Luft mit seinen Flügeln. Er war wütend, denn er war soeben im Begriff gewesen, Adeles Brust aufzuhacken. Marie Moric hatte ihn dabei gestört. Das sollte sie nun büßen.

Marie Moric rannte durch die Diele. Sie war von einer panischen Furcht befallen. Pfeilschnell sauste der Totenvogel hinter ihr her.

Sie hielt die Arme schützend über ihren Kopf. Atemlos lief sie um ihr Leben. Sie erhielt einen brutalen Stoß, stolperte und fiel.

Der Killervogel ließ sich auf sie fallen. Er wollte seine scharfen Krallen in ihr Fleisch jagen, doch Marie Moric drehte sich gehetzt zur Seite, sprang auf und setzte die überstürzte Flucht fort.

Der Totenvogel stieß sich vom Boden ab. Marie Moric erreichte die Wohnungstür. Sie riß sie auf, doch der gefiederte Mörder rammte sie mit seinem Körper wieder zu.

Er hackte mit seinen Greifern nach der verstörten Frau. Marie Moric gelang es erneut, die Tür aufzureißen. Aber nur einen schmalen Spalt weit. Sie versuchte sich hindurchzuzwängen. Sie schob und drückte. Es war ein erbittertes Ringen um jeden Millimeter.

Marie Moric's Augen schwammen in Tränen der Angst. Sie befürchtete, daß sie es nicht schaffen würde, diesem schrecklichen Vogel zu entkommen. Dann würde sie ihr Leben verlieren. O Gott…

Die namenlose Furcht verlieh der Frau für kurze Zeit übermenschliche Kräfte. So etwas gibt es. Man hat schon Mütter einen Lastwagen hochheben sehen, unter denen ihr Kind lag. Eine Leistung, zu der sie unter normalen Umständen niemals fähig gewesen wären.

Und auch Marie Moric vollbrachte in diesen Augenblicken des absoluten Schreckens eine solche außergewöhnliche Leistung.

Wild stemmte sie gegen die große Kraft des Totenvogels die Tür auf und stürmte aus der Wohnung des Ehepaares Mock.

***

Wir erreichten den ersten Stock, als der Frauenschrei aufgellte.

Er war oben im dritten Stock ausgestoßen worden. Im dritten Stock! Wo Adele Mock wohnte! Ich flitzte aus den Startlöchern.

Vladek Rodensky hetzte gleichzeitig mit mir los, aber er war angeschlagen. Schon nach wenigen Sekunden hatte ich zehn Stufen

Vorsprung, und er vergrößerte sich von einem Herzschlag zum andern mehr. Vladek konnte mit meinem Tempo nicht mithalten.

Zweite Etage.

Dritte…

Da sah ich ihn.

In heller Panik stürzte eine Frau aus der Wohnung der Mocks.

Ein Wunder schien sie gerettet zu haben. Jetzt verließen sie die Kräfte. Sie ging zu Boden und weinte haltlos.

Der Totenvogel wollte über sie herfallen, aber dann sah er mich und zuckte blitzschnell in die Wohnung zurück. Ehe er die Tür zuschleudern konnte, war ich zur Stelle. Mein Fuß schnellte vor.

Die Tür krachte dagegen und federte scheppernd zurück.

Vladek erreichte die dritte Etage.

»Kümmere dich um die Frau!« rief ich.

Gleichzeitig riß ich meinen Dolch heraus und sprang mit einem aggressiven Satz in die Wohnung. Zacharias Katt attackierte mich sofort. Der Wind, den er mit seinen Flügeln machte, zerzauste mein Haar. Es war erstaunlich, wie gut er sich trotz seiner Größe in dem engen Vorzimmer zu bewegen wußte.

Mit vorgestreckten Greifern sauste er mir entgegen.

Ich ging in die Knie und stach mit dem Dolch wild nach oben.

Katt vollführte eine blitzschnelle Drehung und entging so der blitzenden Klinge, die die Mitte seines gefiederten Leibes getroffen hätte.

Ein harter Flügelschlag zertrümmerte den Garderobenspiegel.

Die Scherben klimperten zu Boden. Katt riß die Hutablage aus der Verankerung. Sie fiel neben mir herab. Ich kümmerte mich nicht darum.

Für mich gab es nichts anderes als Katt, den ich unbedingt besiegen mußte. Aber er machte es mir nicht leicht. Ein Schwingenschlag rasierte meinen Schädel, und der Schnabel des Totenvogels stieß auf mich herab. An der Wand lehnend, drehte ich mich einmal um die eigene Achse und konterte mit dem Dolch. Ich sah, wie Katt zusammenzuckte. Das ließ in mir ein Triumphgefühl erwachen, sah ich doch, daß ich mit dem Totenvogel fertigwerden konnte.

Zwei, drei schwarze Federn trudelten zu Boden.

Ich setzte nach, mit vorgestrecktem Arm griff ich den gefiederten Killer an. Wir schenkten uns gegenseitig nichts. Jeder versuchte, mit dem andern so schnell wie möglich fertigzuwerden.

Vor allem ich drängte auf eine rasche Entscheidung.

Denn je länger der kräfteraubende Kampf dauerte, um so besser wurden die Chancen meines Gegners. Er ermüdete wenn überhaupt bestimmt nicht so schnell wie ich, und wenn ich mich erst einmal verausgabt hatte, würde er leichtes Spiel mit mir haben.

Deshalb mußte es schnell gehen.
Ich brauchte einen Blitzsieg.
Doch Zacharias Katt verstand es, diesen immer wieder zu verhindern. Mehrmals stach ich zu, aber der Totenvogel brachte sich vor der Klinge meines Dolchs jedesmal rechtzeitig in Sicherheit.
Ich keuchte. Der Schweiß brannte in meinen Augen. Katt griff unermüdlich an. Er drängte mich in die Defensive, und zweimal hatte ich großes Glück, seinem tödlichen Schnabelhieb zu entgehen. Ich merkte, daß meine Kräfte nachließen. Katt war nach wie vor voll im Einsatz. Er bekam Oberwasser. Meine Entlastungsangriffe brachten nicht den gewünschten Erfolg. Ich drohte abzuschwimmen. Und Zacharias Katt attackierte mich unermüdlich weiter.
Seine Kralle fetzte mir die Jackettschulter auf. Nur knapp verfehlte sie mein Fleisch. Da mobilisierte ich meine Kraftreserven, und das Blatt wendete sich in der nächsten Sekunde zu meinen Gunsten.
Meine Linke schoß hoch. Ich erwischte ein Bein des Totenvogels. Es war hart, kalt und rauh. Mich ekelte davor, aber ich ließ es nicht los, sondern riß den gefiederten Mörder zu mir herab.
Flügelschlagend senkte er sich auf mich nieder.
Ich stach zu.
Mein geweihter Silberdolch fuhr ihm entgegen. Die Klinge hätte sich in seinen Leib bohren sollen, doch er vollführte im entscheidenden Moment eine groteske Drehung, riß sich von mir los, peitschte die Luft mit seinen Schwingen, und mein Dolch senkte sich lediglich in seinen rechten Flügel.
Ein krächzender Schrei.
Der Totenvogel gab auf.
Er schwirrte ins Schlafzimmer und auf das geschlossene Fenster zu. Ohne das Glas kaputtzuschlagen, tauchte er durch das Fenster. Mit unsicherem Flügelschlag torkelte er durch die Lüfte. Verletzt zwar, aber nicht erledigt, suchte er das Weite, und ich konnte es nicht verhindern.

***

Der Schock brachte Adele Mock beinahe um. Die Begegnung mit dem Totenvogel machte sie so fertig, daß sie das Bewußtsein verlor. Jetzt mußte sie ins Krankenhaus, und sie hatte keine Möglichkeit, sich dagegen zu wehren.
Vladek Rodensky führte die Nachbarin herein. Er stützte die zitternde Frau. Sie weinte still.
»Sie brauchen keine Angst mehr zu haben«, sagte ich. »Es ist ausgestanden.«
»Wo ist Katt?« fragte Vladek.
»Er zog es vor, das Feld zu räumen. Aber ich habe ihm mein

Monogramm in den Flügel gestochen.«
»Er wollte mich umbringen«, sagte Marie Moric erschüttert. »Er wollte auch Frau Mock töten. Wird er wiederkommen?«
»Das glaube ich kaum«, sagte ich. »Er hat jetzt andere Sorgen. Er ist verletzt.«
»Angenommen, er erholt sich bald wieder«, sagte Vladek Rodensky besorgt. »Dann setzt er sein grausames Treiben munter fort.«
»Wir werden ihn daran hindern.«
»Wie denn? Wir haben keine Ahnung, wohin er von hier aus geflogen ist.«
»Ich hoffe, daß Inspektor Fuchs uns sagen kann, wo Katt wohnt. Sobald wir das wissen, versetzen wir ihm den Todesstoß. Und jetzt ruf die Rettung an, damit Adele Mock ins Krankenhaus kommt.«
Vladek eilte ins Wohnzimmer. Ich hörte ihn telefonieren. Nachdenklich blickte ich auf die Klinge meines Dolches. Es hatte nicht viel gefehlt, und ich wäre mit Zacharias Katt fertiggeworden.
Verflixt, warum hatte er dieses kleine Quentchen Glück haben müssen, das ihn vor dem Untergang bewahrte?

***

Heftige Schmerzen peinigten den Totenvogel bei jedem Flügelschlag. Die Dämmerung hatte eingesetzt, und Zacharias Katt flog über das Pratergebiet. Mit weit ausgespannten Schwingen versuchte er so viel wie möglich zu segeln. Er lag über weite Strecken auf dem Wind und schonte seinen Flügel nach Möglichkeit.
Eine rasende Wut tobte in ihm. Er hatte John Sinclair unterschätzt, hätte es nicht für möglich gehalten, daß dieser Geisterjäger so stark war. Weder die Pesttoten, noch er selbst hatten Sinclair geschafft, und das ärgerte Katt maßlos. Hölle und Teufel, irgendwie mußte diesem Mann doch beizukommen sein.
Katt bewegte wieder die Flügel. Die Schmerzen waren kaum zu ertragen. Das geweihte Silber hatte peinigende Kräfte in der Wunde zurückgelassen, mit denen Zacharias Katt kaum fertig wurde.
Der Schmerz machte ihn blind.
Er flog über die Donau, ohne es zu sehen, am mächtigen Komplex der UNO-City vorbei. Sein Flug war unruhig. Es fiel ihm schwer, sich in der Luft zu halten. Er taumelte und wackelte. Sein Gleichgewichtssinn funktionierte nicht mehr richtig. Ihm wurde schwindelig, und er merkte, daß er rasch absackte. Es war beinahe schon ein Fallen, das er nicht verhindern konnte.
Verdammt, er brauchte ein Versteck.
Einen Platz, wo er sich erholen konnte. Ungestört mußte er sein.
Dann wollte er die Hölle anrufen, sie um neue Kräfte bitten, die den Schmerz aus seinem Flügel trieben und die Wunde rasch heilen ließen.

Die Hölle würde ihm die Kräfte nicht verwehren, denn er würde sie in ihrem Sinn gegen John Sinclair einsetzen.

Katt wurde kurz schwarz vor den Augen, und ein gequältes Krächzen drang aus seinem Schnabel. Er trudelte und krachte Augenblicke später in die Krone eines Baumes.

Blätter klatschten gegen seinen gefiederten Körper. Zweige peitschten ihn und Äste bremsten seinen Fall. Er überschlug sich mehrmals und fiel schließlich neben dem Baumstamm auf weiches Gras.

Ohne daß er es wollte, setzte die Verwandlung ein. Er nahm menschliche Gestalt an. Fingerdick glänzte der Schweiß auf seinem schmerzverzerrtem Gesicht.

Stöhnend erhob er sich. Sein rechter Arm hing schlaff herab. Er preßte ihn an den Körper und blickte sich um. Er wußte, wo er war.

Auf einer Insel in der Alten Donau. In einem städtischen Strandbad dem Gänsehäufl. Verwaist war das Bad, das am Tag und bei Schönwetter von Tausenden Menschen bevölkert war.

Dort war der Eingang. Hier die Saisonkabinen. Zacharias Katt schleppte sich auf die einstöckigen Betonbauten zu.

Mittlerweile war es dunkel geworden.

Katt quälte sich eine Treppe hoch. Oben verharrte er einen Moment. Er schwor sich, diesem John Sinclair alles heimzuzahlen.

Ein qualvolles Ende sollte der Geisterjäger nehmen.

Katt trat auf eine Kabinentür zu. Er warf sich mit der linken Schulter dagegen und brach sie auf. Badetücher, Campingstühle, ein Schminkspiegel, neben dem ein kleiner Radioapparat stand.

Zwischen den engen Wänden eine kleine Sitzbank aus Holz.

Darauf ließ sich Zacharias Katt ächzend nieder, und er begann schwarzmagische Beschwörungsformeln zu murmeln, die ihm die Mächte der Finsternis gewogen machen sollten.

Er brauchte jetzt ihre Unterstützung, um die schmerzhafte Wirkung des geweihten Silbers bekämpfen zu können. Er brauchte neue Kräfte, mußte wiedererstarken, bevor er sich John Sinclair, dem größten Feind der Hölle, noch einmal entgegenwarf.

Und dann mußte es klappen.

Dann mußte der Geisterjäger seine Seele verlieren.

***

Im Morgengrauen und abends beißen die Fische am besten, heißt es. Da Josef Kowalski alles andere als ein Frühaufsteher war, angelte er lieber vom Einbruch der Dämmerung an.

Er besaß einen winzigen Garten mit einem noch winzigeren Haus am Strand der Alten Donau. Hier wohnte er in der warmen Jahreszeit. Wenn es kalt wurde, übersiedelte er in seine Kleinwohnung im zwanzigsten Bezirk.

Seit einer Stunde saß Kowalski nun schon in seinem Boot und wartete geduldig auf den ersten Fisch. Nichts tat sich. Der Schwimmer bewegte sich nicht. Die Fische schienen einen großen Bogen um Kowalskis Angelhaken zu machen, aber das störte ihn nicht. Er mußte nicht unbedingt einen Fisch fangen. Es genügte ihm, auf dem stillen Wasser zu sein und die Ruhe zu genießen.

Während er sich eine Zigarette anzündete, warf er einen Blick zum allmählich dunkel werdenden Himmel, und im selben Moment erschrak er so heftig, daß ihm die brennende Zigarette in den Schoß fiel.

Er strampelte und warf den Glimmstengel ins Wasser, wo die Glut zischend erlosch. Verdattert blickte er weiter nach oben.

Dort flog ein Vogel, so groß, daß Kowalski es nicht fassen konnte.

Das Tier schien verletzt zu sein. Wenn es nicht mit ausgebreiteten Schwingen segelte, taumelte es durch die Luft. Soeben erreichte es das Gänsehäufl. Über den Kronen der alten Bäume trudelte der schwarze Vogel ab. Wie ein Stein fiel er in das Gewirr von Ästen und Blättern und verschwand aus Kowalskis Blickfeld.

Der Angler verlor sofort jedes Interesse an seinem beschaulichen Sport. Er holte den Köder ein, warf die Rute ins Boot, griff nach den Rudern und fuhr zu der Badeinsel.

Graue Schwimmbojen zeigten an, wie weit die Badegäste schwimmen durften. Sie waren mit Drahtseilen aneinandergehängt. Josef Kowalski überfuhr die Absperrung. Er legte sich tüchtig in die Riemen. Ungeduldig fieberte er dem Moment entgegen, wo er sich den Riesenvogel aus nächster Nähe ansehen konnte.

Eine Sensation war das, und Kowalski dachte daran, sich damit an die Zeitung zu wenden. Er grinste. Morgen schon würde sein Name in ganz Österreich gelesen werden. Vielleicht brachten die Reporter auch ein Bild von ihm, neben dem verletzten schwarzen Vogel.

Der Nichtschwimmerteil des Bades war noch einmal mit Bojen markiert. Kowalski passierte die zylindrischen Gefäße. Nun war es nicht mehr weit bis zum Ufer. Schwungvoll zog er die Riemen durch. Je näher er dem Ufer kam, desto kräftiger ruderte er.

Das Boot knirschte über den sandigschlammigen Grund und rutschte noch ein Stück den Strand hinauf, ehe es zum Stillstand kam. Josef Kowalski ließ die Ruder los und sprang an Land.

Mit langen Sätzen rannte er über eine große Liegewiese, von der am Tag bei Schönwetter kaum ein Grashalm zu sehen war. Es wimmelte hier nur so von Menschen. Jetzt war sie leer, und die Angestellten des Bades hatten die Spuren der Badegäste restlos beseitigt.

Kowalski orientierte sich. In welche Baumkrone war der Riesenvogel gestürzt? Instinktiv schlug der Angler die richtige Richtung ein. Büsche versperrten ihm den Weg. Er lief an ihnen vorbei und hatte

gleich darauf zum erstenmal einen ungehinderten Blick auf den Baum, der sein Ziel war.

Im Gras, neben dem Stamm, lag der Vogel.

Josef Kowalski blieb stehen.

Das Tier bewegte sich in diesem Augenblick. Der Angler traute seinen Augen nicht. Der Vogel verwandelte sich! Deutlich war es zu sehen! Aus dem Tier wurde ein Mensch!

Kowalskis Augen weiteten sich ungläubig. »Das gibt's doch nicht«, preßte er heiser hervor. »Das ist doch unmöglich!«

Aber er wußte, daß es keine Halluzination war. Was er sah, passierte wirklich!

Der seltsame Mann erhob sich und schleppte sich fort. Die Verletzung, die er als Vogel gehabt hatte, war ihm geblieben. Josef Kowalski wurde mit der Ungeheuerlichkeit nicht fertig.

Ein Tier, das zum Menschen werden kann. So etwas war für den Angler bisher ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Doch nun hatte er mit eigenen Augen gesehen, daß es das gab.

Gespannt wollte er sehen, wohin sich der seltsame Mann zurückzog. Er folgte ihm, ohne zu ahnen, wie gefährlich das war, denn wenn Zacharias Katt merkte, daß jemand ihn beobachtete, entschloß er sich bestimmt zu einem neuerlichen Mord.

Katt brach die Tür der Saisonkabine auf. Kowalski sah es. Er schlich so nahe wie möglich an die Kabine heran und hörte Katts krächzende Stimme. Der unheimliche Mann rief den Teufel an. Er beschwor die Mächte der Finsternis. Als Kowalski das hörte, fuhr ihm ein eisiger Schreck in die Glieder.

Dieser Mann war mit der Hölle im Bunde!

Jetzt hatte Josef Kowalski Angst. Er war ein gottgläubiger Mensch und ging jeden Sonntag in die Kirche. Wer so stark an das Gute glaubte wie er, dem war auch die Existenz des Bösen nicht fremd. Er wußte, daß es die Hölle gab, den Teufel, das Böse. Und der Mann, der vom Tier zum Menschen geworden war, paktierte mit dieser verderbten Unterwelt.

Gewissenhaft darauf achtend, ja kein Geräusch zu verursachen, zog der Angler sich zurück. Sein Herz schlug aufgeregt gegen die Rippen. Er bebte innerlich und hoffte inständig, von diesem Unheimlichen nicht entdeckt zu werden.

Ein Sandkorn knirschte unter seinem Schuh.

Josef Kowalski erschrak zutiefst. Er hielt den Atem an und wagte sich nicht mehr zu bewegen. Hatte der Fremde das verräterische Geräusch gehört? Bange Sekunden vergingen. Nichts passierte.

Glück gehabt, dachte der Angler und setzte seinen Weg fort.

Endlich bekam er weichen Rasen unter die Schuhe. Er wandte sich um und fing an zu laufen. Er schaute sich nicht mehr um, sondern lief,

so schnell er konnte, zum Strand zurück.

Keuchend stieß er sein Boot ins Wasser und sprang hinein, und dann ruderte er so hektisch, wie er es von sich selbst nicht gewöhnt war, um so rasch wie möglich fortzukommen.

***

Diesmal lenkte ich Vladek Rodenskys schwarzen Rover. Der Brillenfabrikant war angeschlagen. Er brauchte Ruhe. Aber er biß die Zähne zusammen und hielt durch. Er wollte mich nicht allein weitermachen lassen. Das war zwar schön von ihm, aber eine falsche Einstellung, und ich versuchte ihm das auch klarzumachen, indem ich sagte: »Ich bringe dich jetzt nach Hause.«

»Mach dir um mich keine Sorgen, John. Ich halte weiterhin zu dir.«

»Kein falsches Heldentum, Vladek. Für dich ist dieser Fall gelaufen. Du bist verletzt, brauchst Zeit, um dich zu erholen.«

Vladek Rodensky schüttelte den Kopf. »Ich werde weiter an deiner Seite stehen, bis es ausgestanden ist.«

»Kommt nicht in Frage. Ich sag's nicht gern, aber ich muß dir klarmachen, daß du in deinem Zustand für mich keine Hilfe, sondern eine Belastung bist.«

Das war für ihn eine kalte Dusche. Er schwieg mit verkniffenem Mund. Bestimmt nahm er mir meine Worte übel, aber mir war das lieber, als ihn im Kampf gegen Zacharias Katt zu verlieren.

Er besaß eine Villa in Wiens Nobelviertel Döbling.

Im Wohnzimmer nahm er sich einen Drink und setzte sich.

»Jetzt hast du eine Stinkwut auf mich, was?« sagte ich.

»Du wirst schon wissen, was richtig ist.«

»Tony Ballard hätte genauso gehandelt.«

»Ich stehe nicht gern auf dem Abstellgleis.«

»Das verstehe ich, aber manchmal ist das vernünftiger. Wenn es mit Katt hart auf hart kommt, brauche ich volle Bewegungsfreiheit. Ich könnte nicht nebenbei noch auf dich aufpassen.«

»Schon gut, ich begreife ja langsam, daß du recht hast«, brummte Vladek und nahm einen Schluck von seinem Drink.

»Darf ich telefonieren?«

»Fühle dich hier wie zu Hause.«

Ich begab mich zum Telefon und rief Inspektor Fuchs an. Die Nummer fand ich im amtlichen Telefonbuch. Zweimal wurde ich weiterverbunden. Dann hatte ich Gotthard Fuchs an der Strippe.

»Sinclair!« rief der Inspektor aufgeregt am anderen Ende. »Ich habe soeben versucht, Sie im Hilton zu erreichen.«

»Wissen Sie inzwischen, wo Zacharias Katt wohnt?«

»Nein, das nicht, aber ich weiß, wo Katt ist. Ein Angler hat uns angerufen. Er sah einen großen schwarzen Vogel vom Himmel

fallen…« Fuchs berichtete, was sich zugetragen hatte und welche Schritte er inzwischen unternommen hatte.

Ich war sofort elektrisiert. Katt würde mit Hilfe der Hölle wiedererstarken, daran zweifelte ich nicht. Sobald er die Verletzung verdaut hatte, würde er seinen Schlupfwinkel verlassen, und keiner der postierten Polizisten würde ihn daran hindern können.

»Hören Sie zu, Inspektor«, sagte ich aufgeregt, »hämmern Sie Ihren Männern ein, daß sie nichts gegen Katt unternehmen sollen. Keiner darf sich ihm nähern. Niemand darf ihn aufscheuchen, sonst verschwindet er, und wer weiß, was er alles anstellt, bis wir seine Spur wiederfinden.«

»Werden Sie sich den Knaben vornehmen?«

»Ja.«

»Dann treffen wir uns vor dem Eingang des Bades.«

Ich legte auf. Vladek hatte bruchstückhaft mitgekriegt, wie sich die Sache weiterentwickelt hatte. Den Rest erzählte ich ihm im Telegrammstil. Er bot mir sofort seinen Wagen an und sagte mir, wie ich am schnellsten zur Alten Donau kam.

Als ich ging, sagte er: »Viel Glück, John.«

»Danke, kann ich gebrauchen.«

***

Ein Riesenpolizeiaufgebot war da. Die Brücke, die zum Bad hinüberführte, war gesperrt, doch ich brauchte nur meinen Namen zu nennen und durfte sofort passieren.

Vor dem Eingang standen etwa sechs Beamte. Einer davon war Inspektor Fuchs. »Was jetzt kommt, darum beneide ich Sie nicht«, sagte er.

»Darum beneide ich mich selbst nicht«, gab ich zurück. »Ist er noch da?«

»Das will ich stark hoffen. Keiner von uns hat ihn davonfliegen gesehen, und anders kommt er von dieser Insel nicht runter.«

Einer von Gotthard Fuchs' Leuten hatte das Gittertor geöffnet.

Während ich das Bad betrat, sagte der Inspektor: »Wir drücken Ihnen alle die Daumen, Sinclair!«

Ich nickte. Peter Strobl, der Assistent des Inspektors, erklärte mir, wo man Zacharias Katt vermutete, und ich machte mich auf den Weg. Wieder einmal war ich im Kampf gegen einen Höllengegner auf mich allein gestellt. Niemand konnte oder würde mir helfen. Wenn ich mir nicht selbst half, war ich verloren.

Ich schritt über Natursteinplatten, nahm meinen Dolch in die linke Hand und meine Beretta in die rechte. Zacharias Katts Treiben mußte jetzt ein Ende gesetzt werden. Er hatte vorwiegend kranken Menschen ihre Seele geraubt und damit Pesttote zu neuem Leben erweckt. So

viele Morde er begangen hatte, so viele Wiedergänger waren der Grabkammer unter dem Stephansdom entstiegen. Mit diesem Horror mußte nun ein für allemal Schluß sein.

Es war meine Pflicht, den Urheber zur Verantwortung zu ziehen.

Ich erreichte die Treppe, die zu den Saisonkabinen hinaufführte.

Meine Nerven waren straff gespannt. Dunkelheit umfing mich.

Überall konnte die tödliche Gefahr lauern. Katt war in der besseren Position. Er brauchte sich nur zu verstecken und auf seine Chance zu warten, während ich ihn suchen mußte.

Wußte er bereits von meiner Anwesenheit?

Ich warf einen Blick über die Schulter zurück. Keine Menschenseele war zu sehen. Auch von Zacharias Katt keine Spur. Ich schlich weiter. Manchmal ging ich auf Zehenspitzen, um so leise wie möglich zu sein.

Ich entdeckte die Kabine, deren Tür Zacharias Katt aufgebrochen hatte. Befand sich der Unheimliche darin? Vorsichtig schlich ich darauf zu. Die Beretta lag schußbereit in meiner Hand. Wenn Katt mich aus der Schwärze der Kabine heraus angegriffen hätte, wäre es ihm nicht gelungen, mich zu überraschen. Ich war darauf trainiert, sofort zu reagieren. Ich hätte ohne Verzögerung geschossen.

Aber Zacharias Katt griff nicht an.

Ich konzentrierte mich voll auf die bevorstehende Aktion, und in der nächsten Sekunde handelte ich. Mit einem weiten Satz brachte ich mich vor die offene Kabine. Meine Silberkugel-Beretta suchte sofort ein Ziel. Meine Augen hatten sich bereits an die Dunkelheit gewöhnt, und ich konnte Details in der Kabine erkennen.

Alles mögliche sah ich.

Nur nicht Zacharias Katt.

Der war auf einmal hinter mir!

Er hatte auch die Tür der gegenüberliegenden Kabine aufgebrochen und sich dahinter auf die Lauer gelegt. Jetzt griff er mit einem heiseren Lachen an. Die Hölle, deren Diener er war, hatte ihn mit neuen Kräften versorgt. Die Verletzung, die ich ihm mit dem geweihten Silberdolch zugefügt hatte, war inzwischen geheilt.

Katt war wieder so stark wie früher.

Ich wollte herumwirbeln.

Da traf mich ein knochenharter Schlag und warf mich auf die Holzbank. Ich drehte mich um. Bevor ich meine Beretta auf den Angreifer richten konnte, trat er mir die Waffe aus der Hand.

Ein glühender Schmerz durchzuckte mein Handgelenk. Ich preßte die Kiefer zusammen und stach mit dem Dolch nach Katts Bein. Er riß es blitzschnell zurück, und die Klinge verfehlte ihn knapp. Katt warf sich auf mich. Wir trugen in der engen Kabine einen erbitterten Kampf aus. Fortwährend stieß ich irgendwo dagegen.

Er hielt meinen Dolcharm fest umklammert.

Es gelang mir trotzdem, die Waffe zu drehen. Die Klinge wies auf seinen Brustkorb. Ich versuchte den Dolch nach oben zu drücken, doch Zacharias Katt ließ es nicht zu.

Er begann sich zu verwandeln. Ich spürte zuerst, daß seine Hände zu harten Krallenklauen wurden. Fast gleichzeitig veränderte sich sein Kopf. Er wurde runder, bedeckte sich mit schwarzem Gefieder, und ein mächtiger Schnabel ragte mir bedrohlich entgegen.

Viel zu viele Menschen hatte Katt mit diesem Schnabel schon getötet. Würde ich verhindern können, daß er weitere Morde beging? Oder würde ich sein nächstes Opfer sein?

Ich zog die Beine an, stemmte sie gegen den gefiederten Leib des Totenvogels und stieß ihn mit aller Kraft von mir. Er sauste aus der Kabine, flatterte mit den Flügeln und stieß ein wütendes Krächzen aus.

In der Eile fand ich meine Beretta nicht wieder. Zacharias Katt wollte sich sofort wieder auf mich stürzen. Ich schleuderte ihm meinen Dolch entgegen. Die Klinge wuchtete in seine Brust und stoppte seinen Vorwärtsschwung.

Die neuerliche Verletzung machte ihm zu schaffen. Daran hatte er zu nagen. Er sackte zu Boden und schlug wild mit den Schwingen, als hätte er die Absicht, sich aus dem Staub zu machen, aber noch einmal sollte ihm das nicht gelingen. Die Beretta fand ich nicht. Egal. Wo mein Kreuz war, das wußte ich, und ich öffnete blitzschnell mein Hemd.

Mit einer fließenden Bewegung nahm ich die Kette ab, und dann griff ich meinen Gegner mitleidlos an. Das Kruzifix wirbelte durch die Luft und traf gleich darauf den rechten Flügel des Totenvogels.

Er stieß einen Schrei aus, der nichts Menschliches und nichts Tierisches an sich hatte, und dann fiel der Flügel ab und verging.

Haßerfüllt versuchte er mir den mörderischen Schnabel in den Bauch zu schlagen, doch ich sprang rechtzeitig zurück und schlug erneut mit dem Kreuz zu. Diesmal traf ich Katts Rücken. Das Gefieder verbrannte. Ein schrecklicher Gestank stieg mir in die Nase, während der Körper des Totenvogels aufbrach.

Er wankte, hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, doch er gab noch nicht auf. Trotz seiner schrecklichen Verletzungen attackierte er mich wieder. Mein Kruzifix rasierte seinen Schädel. Er war schwer benommen. Ich sprang auf ihn zu und riß ihm meinen Dolch aus der Brust, setzte die Waffe sofort wieder gegen ihn ein.

Waagrecht setzte ich die Klinge an seinen Hals.

Und zog durch!

Ein letzter furchtbarer Schrei. Durch Katts gefiederten Körper ging ein wilder Ruck, dann fiel der Vogelkopf auf den rauhen Betonboden und rollte polternd vier Yard weit.

Während des Rollens wurde aus dem Vogelkopf ein Menschenkopf. Ich trat zurück. Katt flatterte noch mit dem Flügel, der ihm geblieben war, aber das konnten nur noch die Reflexe seiner Nerven sein. Er selbst war erledigt. Langsam kippte der Körper des Totenvogels zur Seite. Die schwarzen Federn fielen ab und lösten sich auf. Auch der Leib des Tieres verging.

Wien hatte seinen Frieden wieder.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 174 »Lupinas Todfeind«